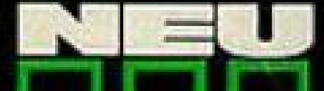
1,90 DM / Band 675
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der falsche Buddha

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Der falsche Buddha

John Sinclair Nr. 675

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 11.06.1991

Titelbild von Blas Gallego

Sinclair Crew

Der falsche Buddha

Ich hing über dem Höllenloch!

Es war eine grausame, eine verdammte Strafe, die man mir zugefügt hatte, und ich kannte nicht einmal den genauen Grund.

Aus der Tiefe wehte mir widerlicher Blutgeruch entgegen und schien von den ebenfalls unter mir lodernden Fackeln noch verstärkt zu werden. Das war längst nicht alles und hätte mir auch keinen Grund zur Panik gegeben.

Aus dem Blut war – wie Phönix aus der Asche – eine gefährliche Bestie gestiegen, mit einem weit aufgerissenen Maul und einem mörderischen Gebiß…

Ich konnte es genau sehen, wenn ich in die Tiefe schaute. Da bewegte es sich immer weiter vor. Aus meiner Sichtperspektive bestand es eigentlich nur aus Maul.

Das Höllenloch war nichts anderes als ein Schacht, in dem ich schwebte. Und das über dem Maul der Bestie! Dabei lag ich nicht auf einem Netz, sondern hing an vier Seilen fest, von denen die Handgelenke und die Oberarme umklammert wurden. Sie liefen seitlich weg und waren an starken Haken befestigt, die außerhalb des Schachts aus dem Boden schauten. Man hatte die Seile sehr straff gespannt. Sie drückten sich kaum durch, obgleich sie mein Gewicht spürten.

Am Schachtrand standen sie.

Männer mit fremden Gesichtern, die mich überfallen hatten, als ich aus dem fahrenden Zug geflohen war. Fremde Gesichter, glitzernde Augen, in denen kein Erbarmen zu lesen war. Ich kam mir vor wie jemand, der als Opfer für die Bestie diente und noch eine gewisse Wartezeit zu überbrücken hatte, bevor sie das Opfer verschlang.

Ob man irgendwann die Seile durchtrennen würde oder es der Bestie gelang, sich an mich heranzuschieben, um mich zu verschlingen, unter diesen beiden Alternativen konnte ich wählen. Jedenfalls versuchte das Krokodil alles, um an der gemauerten Schachtwand in die Höhe zu klettern. Und seine Chancen standen nicht schlecht.

Das Blut war nicht grundlos in die Tiefe des Schachts gekippt worden. Sein Geruch mußte auch die schuppige Bestie wild gemacht haben. Die unter mir aufklingenden Geräusche jedenfalls ließen auf nichts anderes schließen.

Da mischte sich ein böses Knurren hinein in röhrende Laute, die wiederum von einem Keuchen durchdrungen wurden.

An die heftigen Schmerzen in meinen Armen hatte ich mich zwar nicht gerade gewöhnt, aber sie waren nicht mehr so schlimm wie zu Beginn. Das harte Reißen hatte sich stabilisiert, eigentlich spürte ich sie kaum noch, nur in den Achselhöhlen und direkt an den Schultern hatte ich den Eindruck, als sollte beides sehr schnell abgerissen werden.

Die Männer warteten, auch ich konnte nur warten. Es war sinnlos, den Leuten Fragen zu stellen. Sie verstanden mich wohl nicht oder wollten nicht verstehen.

Ich war eine Weile in einer Hütte gefangen gewesen und hatte Zeit genug gehabt, über sie nachzudenken. Ich konnte mir nur vorstellen, daß ich irgendeiner Sekte in die Hände gefallen war, die sich im tropischen Wald versteckt halten mußte.

Möglicherweise hatte mich das Schicksal auch zwischen zwei Fronten getrieben, denn mit dem eigentlichen Fall, der mich nach Indien getrieben hatte, war diese Gruppe wohl nicht beschäftigt. Den

verfolgten wahrscheinlich Mandra Korab und Suko weiter.

Und die Bestie tobte!

Ich gewann den Eindruck, daß sie sich nicht damit abfinden konnte, so tief unter der Beute zu liegen, deshalb versuchte sie alles, um an der Schachtwand hoch und in meine unmittelbare Nähe zu klettern. Das Krokodil kratzte mit seinen Füßen über das Gestein, es bewegte seinen Schwanz sehr heftig. Der Aufprall ließ die Steine heftig erzittern.

Manchmal hatte ich den Eindruck, über einem Drachen zu schweben, der jeden Augenblick Feuer speien konnte, das mich zu Asche verbrannte.

Wie lange ich schon in dieser gefährlichen und menschenunwürdigen Lage hing, wußte ich überhaupt nicht, denn mir war das Zeitgefühl völlig abhanden gekommen.

Der Tod war nahe…

Ich wechselte meinen Blick. Manchmal schaute ich nach oben, dann wieder in die entgegengesetzte Richtung. Der Körper der Bestie bewegte sich im Schein der Fackeln. Er sah aus, als wäre er angemalt worden, und ein Muster aus rotem Licht und düsteren Schatten huschte über ihn hinweg. Hin und wieder kippte das Maul zu, dann bewegten sich beide Kieferhälften, als wollten sie etwas zermalmen.

Der Schacht war ziemlich tief. Das Krokodil mußte eine gewaltige Kraft einsetzen, um überhaupt in meine Nähe zu gelangen. Im Vergleich zur Schwere seines Körpers ein fast unmögliches Unterfangen. Wenn die Männer über mir ein Opfer geben wollten, dann mußten sie die Riemen durchschneiden, damit ich in die Tiefe und womöglich in das weit geöffnete Krokodilmaul hineinfiel.

Von den Schmerzen im Kopf merkte ich so gut wie nichts. Sie waren von den anderen völlig überlagert worden. Ich atmete laut, es kam mir vor, als würden diese Geräusche selbst die des Krokodils unter mir übertönen.

Dann zuckte ich trotz meiner starren Lage zusammen und zog unwillkürlich die Beine an, als die Bestie einen ersten Sprungversuch unternahm. Sie wuchtete ihren Körper in die Höhe, es schien aus den Flammen und dem schwarzen Rauch der Fackeln hervorzustoßen. So weit wie möglich war das Maul geöffnet, und beide Hälften prallten mit einem Klacken zusammen, ohne daß sie mich allerdings auch nur an den Hacken gestreift hätten.

Es sank wieder zurück. Ich war sicher, daß es einen erneuten Angriff versuchen würde. Vielleicht wollte es auch trotz der gewaltigen Schwierigkeiten noch an der Schachtwand hoch. Das alles stand in den Sternen, die Gefahr aber blieb.

Ich hatte einen weiteren Schreck überwunden und wollte vor allen Dingen die Atmung kontrollieren. Sie sollte der Punkt werden, von

dem eine gewisse Ruhe ausging. Daß es fast unmöglich war, stand fest. Auch dachte ich daran, die Menschen über mir zu fragen. Ich erinnerte mich an das Mädchen Narina, das zu mir in die Hütte gekommen war und mich, den Gefangenen, besucht hatte.

Narina verstand meine Sprache. Sie sollte kommen und den Männern übersetzen, daß sie den Falschen als Opfer ausgewählt hatten.

Aber wie konnte ich denen das begreiflich machen?

Vielleicht dann, wenn ich einige Male den Namen rief. Da mußten sie doch reagieren.

Es kam anders.

Den Beginn erlebte ich als eine gewisse Unruhe, die sich unter den Zuschauern am Schachtrand ausbreitete. Sie bewegten sich, sie sprachen miteinander. Ihr Flüstern drang wie eine zischelnde, unverständliche Botschaft an meine Ohren.

Einige Hände waren nach unten gestreckt. Sie deuteten immer wieder in den Schacht hinein. Manchmal glitten die Arme auch in die Höhe und wurden wenig später wieder rasch nach unten gedrückt.

Ich begriff die Zeichen nicht. Etwas Gutes würden sie auf keinen Fall bedeuten.

Das Krokodil war mir jetzt egal geworden, über mir spielte die Musik eine verdammt schlechte Melodie. Ich hatte keinen Beweis, ich spürte nur, daß sich dort etwas zusammenbraute. Was sich da tat, konnte mir nicht gefallen. Allein die Blicke sprachen Bände. Der Wille, mich umzubringen, stand in den Gesichtern geschrieben, das erkannte ich trotz der schlechten Lichtverhältnisse, die allein durch den Fackelschein hervorgerufen wurden.

Etwas blitzte auf.

Es war so blank, daß es diesen Reflex werfen konnte, und da kam nicht nur ein Gegenstand in Frage.

Ein Messer, eine Machete oder eine ähnliche Waffe. Jedenfalls ein scharfer Gegenstand, dem auch die Riemen keinen Widerstand entgegensetzten.

Noch war es nur dieser Reflex gewesen. Sekunden später allerdings beschleunigte sich mein Herzschlag, als der blanke Gegenstand über dem Rand des Schachts schwebte.

Es war eine Machete!

Von einer kräftigen Hand wurde der Griff umklammert. Der Mann, der sie hielt, hatte den Kopf gesenkt. Die Hälfte seines Gesichts zierte ein Bart. Er trug keine dieser dämonischen Masken, sein Gesicht lag frei, damit ich in die Augen meines Mörders schauen konnte.

Für mich bestand kein Zweifel, was er vorhatte. Er benötigte nicht mehr als zwei Schläge, um die Riemen zu zertrennen und mich in das Maul des Krokodils fallen zu lassen.

Ich schaute kurz nach unten.

Es sah so aus, als wüßte die Bestie sehr deutlich, was da oben gespielt wurde.

Sie bewegte sich kaum, sie lauerte darauf, was ihre Helfer taten.

Der Bärtige brachte mich unter einen noch größeren Druck, als er mit seiner Waffe spielte. Wie sehr er sie beherrschte, bekam ich in den folgenden Sekunden mit. Er spielte mit ihr, er ließ sie kreisen, warf sie in die Luft, so daß sie über der Schachtöffnung schwebte.

Wenn sie jetzt fallen würde, mußte ich getroffen werden.

Mit einer artistischen Bewegung fing er sie wieder auf, hielt sie fest und ließ sich auf die Knie fallen. Das geschah dicht am Rand der Grube, und seine Freunde traten sicherheitshalber zurück. Keiner wollte ihn behindern.

Es ging alles so rasend schnell, daß ich nicht einmal eine richtige Angst bekam.

Die blanke Klinge der Machete wischte in die Höhe, bevor sie dann nach unten raste.

Und sie traf!

Ich hatte mich nicht getäuscht. Mit nur einem Hieb trennte er die beiden an meinem rechten Arm durch…

***

Als ich fiel, hörte ich die Bestie unter mir grausam schreien. Möglicherweise bildete ich mir das in diesem fürchterlichen Augenblick auch nur ein, jedenfalls war der Halt an meiner rechten Körperseite nicht mehr vorhanden.

Ich geriet in eine rasante, schwingende Bewegung, die mich auf die linke Seite führte. Ich raste nicht in die Tiefe, womit ich eigentlich hätte rechnen müssen.

Der Schwung schleuderte mich gegen die andere Seite und auf die Schachtwand zu.

Die Aufprallwucht war nicht so stark, wie ich es befürchtet hatte, aber groß genug, um mich von den Haar- bis zu den Zehenspitzen durchzuschütteln. Zudem schrammte ich mit der linken Kopfhälfte über das Gestein und scheuerte mir die Haut auf. Auch mein Ohr wurde in Mitleidenschaft gezogen.

Aber ich fiel nicht!

Noch immer hing ich über dem Maul der Bestie. Diesmal allerdings an einem Arm. Er mußte mein gesamtes Gewicht aushalten.

Die Schmerzen durchzuckten ihn wie wütende Schläge. Der Arm konnte jeden Augenblick abgerissen werden, es hätte mich nicht gewundert.

Natürlich hatte ich bei dieser Aktion an Höhe verloren. Mit anderen Worten, ich war der verfluchten Bestie näher gekommen, was sie auch merkte, denn sie traf Anstalten, sich aufzurichten. Für mich sah es aus,

als wollte sie ihren starken Schwanz als Stütze oder Sprungbrett nehmen, um sich in die Höhe zu schnellen.

Packte es jetzt zu?

Sie versuchte es, aber sie war nicht lang genug. Die Kiefernhälften klappten noch immer ziemlich tief unter meinen Füßen zusammen.

So etwas wie Wutgebrüll brandete mir entgegen, und die Bestie wurde immer wilder.

Sie hatten es nicht schnell machen wollen, denn sie wollten mich noch mehr in die Enge treiben. Und, verdammt noch mal, das schafften sie auch. Ich bekam eine fürchterliche Angst. Mein Herzschlag raste. Für einen Moment wurde mir auch übel. Schwindel packte mich. Hätte ich auf meinen Füßen gestanden, wäre ich wahrscheinlich umgefallen.

Man ließ mich in Ruhe. Wahrscheinlich wollte man mir die Zeit geben, um mir vor Augen zu führen, wie aussichtslos meine Lage war.

Noch lauerte die Bestie.

Sie war auch jetzt für mich zweitrangig. Ich beobachtete den Schachtrand.

Dort bewegten sich die Kerle. Der mit der Machete führte die Gruppe an und redete auf die anderen ein.

Sie hörten nur zu und nickten. Er deutete hin und wieder auf mich. Seine Machete schwang er über dem Kopf, er vertrieb damit einige Männer, die ihm zu nahe gekommen waren. Dabei redete er mit einer Stimme, aus der ich Wut und Aufregung heraushörte.

Plötzlich blieb er stehen.

Er schaute mich an. Ich hing dicht an der Schachtwand und blickte ebenfalls hoch.

Mein Gesicht war schweißnaß, die Augen weit geöffnet, der Mund verzerrt. Ich wollte ihm etwas sagen, auch um mein Leben bitten, aber dieser Mensch kannte kein Pardon.

Er nickte…

Ein böses Omen, wie ich fand. Dann scheuchte er zwei Männer zurück und ging dorthin, wo die Riemen der linken Seite befestigt waren. Er schaute sie noch einmal an und grinste. Sein Gebiß leuchtete weiß im Feuer.

Er hob die Machete!

In diesem Augenblick schrie ich auf. »Nein, verdammt noch mal! Ihr habt den Falschen! Was macht ihr denn? Laß uns reden! Ich kann euch alles erklären!«

Er hatte wohl zuschlagen wollen, meine kreischende Stimme jedoch störte und irritierte ihn. Verwundert schüttelte er den Kopf.

»Laß es!«

»No!«

Es war möglicherweise eines der wenigen englischen Wörter, die er

kannte. Aber es sagte in dieser Lage alles aus. Es würde keinen Kompromiß geben.

Um die richtige Stellung zu erreichen, mußte er noch einen kleinen Schritt vorgehen.

Das tat er auch und hob den rechten Arm mit seiner Waffe. Die Klinge sah aus wie ein schmaler Spiegel, in dessen Fläche sich mein Schicksal widerspiegelte.

Es gab keine Rettung mehr…

Da hörte ich den schrillen Schrei einer Frau!

***

Wenn man an Wunder glaubt und wenn es sie tatsächlich gibt, so erlebte ich ein solches Wunder in den nächsten Sekunden. Der Schrei hatte den Bärtigen abgelenkt. Er drehte den Kopf nach rechts, ohne die Machete fallen zu lassen.

Aus dieser Richtung jagte eine schattenhafte Gestalt hervor. Sie kam mir vor wie eine bizarre Märchenfigur, und sie schnellte auf den Machetenträger zu, um ihn in den Arm zu fallen. Mit beiden Händen umkrallte sie ihn in Höhe des Ellbogens. Die Frau besaß sogar soviel Kraft, daß sie den starken Mann zurückdrängen konnte und damit weg aus der unmittelbaren Schachtrandnähe.

Ich hatte sie erkannt, obgleich meine Augen in heißen Tränen schwammen. Es war die junge Frau, die mich schon in der Hütte besucht hatte und über deren Kommen ich noch im Zweifel war. Sie hieß Narina, hatte sich mit mir unterhalten und versuchte nun, mir das Leben zu retten.

Die folgenden Minuten waren fast so schlimm wie die letzten. Ich konnte nicht mehr erkennen, was zwischen den beiden ungleichen Gegnern geschah. Dafür hörte ich sie wütend schreien.

Narina sprach hektisch, schrill. Ihre Worte bildeten ein wahres Trommelfeuer, das auf den Bärtigen niederprasselte. Sie wollte ihn unter allen Umständen von der Tat abhalten.

Ich konnte nur ihr und mir die Daumen drücken, daß sie es tatsächlich schaffte, den Mann von seiner Tat abzuhalten. Nur wußte ich nicht, welchen Grund sie dafür angeben konnte.

Alles hing in der Schwebe. Wenn sie nicht durchkam, würde ich die folgende Minute kaum noch erleben.

Ich sah beide wieder!

Zuerst kam das Mädchen. Es schaute kurz zu mir herab. Aus seinem Gesichtsausdruck konnte ich nichts entnehmen. Narina hielt aber die Arme ausgebreitet, eine Geste, die zeigen sollte, daß sie den Mann aufhalten wollte.

Ich holte tief Luft.

War die Gefahr vorbei?

Dann erschien der Bärtige. Sofort beschleunigte sich mein Herzschlag. Er hielt die Machete noch immer fest, jetzt allerdings wies ihr Ende nach unten.

Hoffnung?

Wieder sprach Narina. Sie nahm beim Reden auch ihre Hände zu Hilfe und deutete mehrmals auf ihre Brust, was wohl nur symbolisch gemeint war.

Der Bärtige staunte sie an, schüttelte den Kopf, dann gab er den anderen ein Zeichen.

Sie hatten sich in einer gewissen Entfernung aufgehalten und traten nun kompakt an den Schachtrand heran. Der Bärtige sprach mit ihnen. Ich hatte nur Augen für Narina, die mir kurz zunickte. In diesem Moment wußte ich, daß sie mir das Leben gerettet hatte. Wie das möglich gewesen war, wußte ich nicht.

Der Bärtige gab einen Befehl. Schon am Tonfall hörte ich, daß es sich nur darum handeln konnte.

Dann spürte ich den Ruck an der linken Schulter und auch im Armgelenk. Es war das erste Zeichen dafür, daß sich etwas tat. Und sie zogen mich tatsächlich hoch.

Ich hätte weinen können vor Glück, auch wenn in meiner linken Schulter die Schmerzen explodierten, aber ich wußte, daß ich gerettet war. Mir gelang noch ein letzter Blick auf das Krokodil. Es hatte seine Haltung nicht verändert und würde sich nun eine andere Beute suchen müssen.

Als ich mit dem Kopf über den Schachtrand schaute, griffen starke Hände zu und stützten mich unter der rechten Achselhöhle. So zerrten sie mich endgültig aus dem Schacht hervor und rollten mich über den Boden, bevor sie meine Stricke lösten.

Völlig erschöpft blieb ich liegen und bot dabei ein Bild des Jammers.

Nur mit einer Hose bekleidet, keine Schuhe, nicht einmal ein Hemd, dafür klebte der Schweiß wie eine kalte Schicht auf meinem Körper. Ich schwitzte und fror zugleich, und es waren die Schmerzen, die wie Lanzenstiche durch die Schultern jagten, die Arme lähmten und meine Bewegungen auf ein Minimum reduzierten.

Daß sich die Fremden unterhielten, hörte ich zwar, aber ihre Stimmen waren für mich nicht zu unterscheiden. Mehr als eine murmelnde Geräuschkulisse umgab mich nicht.

Meine Augen standen weit offen. Ich schaute in einen dunklen Himmel, denn mittlerweile war es Nacht geworden. Die Uhr hatten sie mir nicht abgenommen. Die Sterne funkelten und grüßten mich, als wollten sie mir zu meiner Lebensrettung gratulieren.

Als ein Schatten über mein Gesicht fiel, zuckte ich mit den Augenlidern. Es bestand jedoch keine Gefahr, denn ein Gesicht beugte sich mir entgegen.

Narina lächelte weich…

In diesem Stadium durchrieselte mich ein Gefühl des Glücks. Was das Lächeln eines Menschen doch wert sein kann. Mehr als alles Geld der Welt, das bewies mir diese junge Frau. Zudem streichelte sie über mein Gesicht und hauchte, daß sie mir etwas zu trinken bringen würde. Ich sollte noch einen Moment warten.

»Ja, natürlich…«

Es war mir schwergefallen, die Worte überhaupt auszusprechen.

Dennoch freute ich mich, daß ich noch sprechen konnte. Narina erhob sich und ging fort.

Um die Männer kümmerte ich mich nicht. Sie aber wollten etwas von mir. Sie kamen in meine Nähe, umrundeten mich und schauten dabei auf mich herab.

Zuerst nahm ich es gelassen hin, bis mir auffiel, daß sich ihre Blicke auf eine bestimmte Stelle meines Körpers konzentrierten.

Es war nicht allein die Brust, sondern der Fleck, auf dem mein Kreuz lag.

Das allein war für sie interessant. Ich erinnerte mich wieder an die Szene oben am Schachtrand, kurz vor meiner Befreiung. Da war Narina in letzter Sekunde erschienen und hatte mehrmals auf ihre Brust gedeutet. Es war tatsächlich eine sinnbildliche Geste gewesen.

Wahrscheinlich hatte sie auf mein Kreuz aufmerksam machen wollen.

Sie kehrte zurück. Die Männer schufen ihr schweigend Platz. Mich verwunderte ihr Gesichtsausdruck. Sie sahen so aus, als hätten sie Angst, zumindest aber Respekt vor mir.

Mit beiden Händen hielt sie die Schale fest. Wie schon zuvor in der Hütte drückte sie mir die Schale gegen die Lippe und kippte sie leicht an, damit ich trinken konnte.

Das Wasser tat mir gut. Es schmeckte leicht bitter und rann kühl durch die Kehle. Narina hatte meinen Kopf leicht angehoben, damit ich besser trinken konnte.

Selbstverständlich erholte ich mich nicht, das würde noch eine Weile dauern, aber mit dem Trinken des Wassers verschwand auch der letzte Rest der Angst.

Es kam mir vor, als würde ich ihn hinunterschlucken, wie das Wasser, und ich ließ nicht einen Tropfen in der Schale zurück.

Narina lächelte, als sie das feststellte. »Wir werden dich wegbringen, John.«

Sogar meinen Namen hatte sie behalten. »Und wohin, bitte?«

»In eine Hütte. Du mußt zunächst einmal schlafen. Über alles andere reden wir später.«

»Okay, ist gut…«

Sie streichelte noch einmal meine Wangen, stand auf und rief den Männern etwas zu.

Vier aus ihrer Reihe verschwanden. Sie kehrten bald darauf mit einer primitiven Trage zurück. Da war Stoff an zwei Bambusstöcken befestigt worden.

Nahezu sanft hoben sie mich an und betteten mich ebenso sacht auf die Unterlage. Wenig später schwebte ich über dem Boden, getragen von vier Männern, die mich vor wenigen Minuten noch der Bestie hatten zum Fraß vorwerfen wollen.

Der unruhige Fackelschein begleitete meinen Weg. Auch nahe der Hütten brannten Feuer. Ich wußte nicht, in welche Hütte ich getragen wurde, wichtig war nur, daß ich mich ausruhen konnte. Man schaffte mich hinein in das dumpfe Dämmerlicht. Völlig finster war es nicht, weil durch die Ritzen noch der Schein der Fackeln drang und sich geisterhaft auf dem Boden verteilte.

Bevor sich die vier Helfer zurückzogen, bauten sie sich neben mir auf und verbeugten sich.

Auch diese Geste war mir unverständlich. Ich kam da einfach nicht mehr mit.

Dann gingen sie.

Als Eingang diente ein simpler Vorhang, der nur zur Seite geschoben werden mußte.

Allein lag ich in dieser fremden Welt. Verschollen im tiefsten Indien, im Dschungel, in einem Dorf, das möglicherweise von Rebellen besetzt worden war.

Die anderen Ereignisse lagen für mich so weit zurück. Wir waren nach Benares geflogen, um uns dort mit Mandra Korab, unserem indischen Freund, zu treffen. Er hatte die Möglichkeit andedeutet, daß Sukos Stab, der ihm gestohlen worden war und durch die unbedachte Behandlung seine Wirkung verloren hatte, doch noch zu retten war. Ein ungewöhnlicher Fakir hatte uns dann die Spur gewiesen. In Benares konnten wir nicht bleiben, wir sollten dorthin fahren, wo wir auch das Grab des legendären Buddha finden würden.

Das war in der Stadt Gaya!

Nicht alle waren mit unserem Tun einverstanden. Es gab Feinde, die unsere Ankunft mit allen Mitteln verhindern wollten. An ihrer Spitze stand der mit unglaublichen Kräften ausgerüstete beinlose Götze mit seinen Dienern.

Im Zug war es zum Überfall gekommen. Ich hatte aus dem Wagen springen können. Mandra und Suko mußten in Gefangenschaft geraten sein, anders war ihr plötzliches Verschwinden nicht zu erklären gewesen. Eigentlich wollte ich mich zu Fuß oder wie auch immer bis Gaya durchschlagen. Das war mir nicht mehr gelungen. Aus dem Dschungel heraus hatten die Männer ihren Überfall gestartet und mich niedergeschlagen.

Erwacht war ich in einer Hütte. Man hatte mich an einen Pfahl

gefesselt. Dort hatte ich auch einen ersten Kontakt mit Narina gehabt, bevor die anderen gekommen waren und mich abgeholt hatten.

Sie hatten mich in das Höllenloch gesteckt, auf dessen blutbedecktem Grund die Bestie lauerte.

Nun aber lag ich hier, war gerettet worden und konnte mich immer wieder bei Narina bedanken.

Wie würde es weitergehen? Kam ich hier überhaupt weg? Und konnte ich mein Ziel noch erreichen?

Es war müßig, darüber nachzudenken. Zudem fühlte ich mich einfach zu schwach.

Meine Augen waren schwer wie Blei geworden. Sekunden später fielen sie mir zu.

Mich übermannte der. Schlaf der totalen Erschöpfung…

***

Die Feuersbrunst füllte den kleinen Hinterhof völlig aus. Eine gewaltige Flammenwand, die durch nichts gestoppt werden konnte und die aus den Augen des beinlosen und in der Luft schwebenden Götzen hervorgeschossen war.

Drei Menschen rannten um ihr Leben!

Es waren Mandra Korab, Suko und Rifa, der ungewöhnliche Mann aus Benares, der den Beinlosen ebenfalls haßte und nicht wollte, daß er die Macht eines Buddha bekam.

Für diese drei Menschen gab es noch eine Chance. Sie mußten erstens die schmale Gasse erreichen, durch die sie den Hof auch betreten hatten, und sie mußten schneller sein als die verdammten Flammen, deren Hitze sie im Rücken spürten.

Suko lief als letzter. Noch im Hof stehend, hatte er sich noch einmal umgedreht und erkannt, wie gering ihre Chancen waren. Nur die Gasse und ihre Schnelligkeit konnten sie jetzt noch retten. Er und Mandra zerrten Rifa mit, während sich das Feuer seinen Weg in die schmale Durchfahrt suchte und als brennendes Inferno an den Hauswänden entlangglitt, die rechts und links die Grenzen bildeten.

Kamen sie durch?

Sie erreichten das Ende der Gasse, bevor die Flammen sie erfassen konnten, stolperten in eine andere schmale Straße und hörten dort die entsetzten Schreie der Menschen, die nichts mit den Ereignissen zu tun hatten und nicht wußten wie ihnen geschah.

Das Feuer blieb zurück!

Es loderte als gewaltige Fackel in der schmalen Gasse und wehte nicht auf die belebtere Straße. Wie eine Drohung stand es dort. Ein zuckender, sich bewegender Wald aus Flammen, dabei über dem Boden schwebend, eine Gestalt ohne Beine, der Götze!

Ihm taten die Flammen nichts. Er hatte sie herbeigeholt und hielt sie

unter Kontrolle.
Er saß da wie eine böse Figur. Durch seine Höhe wirkte er noch überheblicher als sonst, und als er die rechte Hand anhob, bevor er sie wieder sinken ließ, da erlosch die grausame Glut von einem Augenblick zum anderen.
Nichts blieb mehr zurück, nicht einmal Asche. Der Beinlose hatte seine Macht bewiesen, jetzt war der Spuk vorbei, und auch er zog sich zurück, denn in Sekundenschnelle war er verschwunden und in den dunklen Nachthimmel eingetaucht.
Suko wischte über sein Gesicht. »Ein Alptraum ist vorbei«, flüsterte er. »Ein verfluchter Alptraum ist endlich vergangen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen.«
Rifa sagte mit leiser Stimme: »Er ist noch mächtiger, als ich dachte. Er will den Sieg.«
»Und wir?« fragte Mandra. »Können wir ihn noch verhindern, daß er zu einem zweiten Buddha wird?«
»Ich weiß es nicht.«
»Du willst die Nachfolge antreten und…«
»Ja, ja, aber er ist sehr mächtig geworden. Ich werde Mühe haben, den Kampf zu gewinnen. Ich kann nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, dann würde ich mich auf seine Stufe stellen, und man würde mich nicht anerkennen.«
Dazu konnten Mandra und Suko nichts sagen. Das war allein sein Problem.
Suko erinnerte an die beiden Diener des Götzen. Sie waren von ihnen angegriffen worden und mußten verbrannt sein. Erkennen konnten sie nichts. Zwischen den Wänden in der schmalen Gasse war es stockfinster.
Die ersten Menschen wagten sich in ihre Nähe. Sie gingen sehr vorsichtig, setzten die Schritte nur mehr zögernd. Einige waren dabei, die Gebete murmelten.
Suko verstand die Worte nicht. Mandra Korab dafür um so besser.
Er drehte sich um. Seine hochgewachsene Gestalt war nicht zu übersehen. Wo er erschien, verbreitete er eine Aura des Respekts. Bei seinen Feinden war er gefürchtet. Freunde konnten sich auf den Inder hundertprozentig verlassen.
»Was sagen sie?« fragte Suko.
»Sie versuchen, durch Gebete zu erreichen, daß der beinlose Götze sein Ziel nicht erreicht. Es hat sich herumgesprochen, daß er der neue Buddha werden will und in der folgenden Nacht seinen Thron besteigen wird.«
»Bis dahin müssen wir aushalten.«
»Genau.«
»Ich frage mich, wo wir den Gegenspieler des Beinlosen verstecken

sollen. Schließlich ist Rifa ebenfalls für den Platz des Buddha vorgesehen.«

Mandra hob die Schultern. »Diese Frage darfst du mir nicht stellen. Ich kenne mich in dieser Stadt nicht aus. Das müssen wir einfach Rifa überlassen.«

Suko sah keinen Grund zum Widerspruch. Ihm war nur aufgefallen, daß der schmächtig wirkende Inder mit dem Bart, der auf seiner Oberlippe wuchs und auch den Mund umschloß, nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe stand. Als er sich drehte, sah er die Gestalt an einer Hauswand lehnen. Sie bewegte sich nicht, war in tiefe Meditation versunken.

Auch die Menschen spürten, daß mit Rifa etwas Ungewöhnliches geschah. Sie hielten Abstand von ihm, denn niemand wollte einen heiligen Mann stören. Es wäre einem Frevel gleichgekommen.

Suko ging auf ihn zu. Er dämpfte seine Schritte. Es war ziemlich still geworden. Nur von der Oberstadt, wo das ›normale‹ Leben pulsierte, drangen Geräusche zu ihnen wie ein fernes, dumpfes Brausen. Gaya gehörte zu den ungewöhnlichsten Orten, die Suko bisher kennengelernt hatte. Ungemein scharf war die Abtrennung zwischen den beiden Gebieten geworden.

Suko sprach Rifa nicht an. Es wäre für ihn einer Beleidigung gleichgekommen.

Minuten vergingen. Das Gesicht des Mannes lag im Schatten. Dennoch zeigte seine Haut einen leichten Glanz, so daß Suko auch den entrückten Ausdruck der Augen erkennen konnte.

Rifa war in sich selbst versunken. Er ›sah‹, möglicherweise betete er auch, und er würde Suko sicherlich mit einer Erklärung dienen können.

Auch Mandra war neben den Inspektor getreten. »Er hat sich in eine andere Welt versenkt. Nur sollten wir nicht zu lange hier stehenbleiben, denn ich gehe noch immer davon aus, daß wir unter Beobachtung stehen.«

»Hast du Beweise?«

»Das sagt mir mehr mein Gefühl.«

»Ja, darauf kann man sich oft verlassen.«

Rifas Hände lagen mit den Handflächen zusammen. Er sah aus wie ein Christ, der betete. Nach einer Weile nahm er die Handflächen voneinander weg, und aus seinem Mund drang ein langgezogener Atemzug, der eher einem tiefen Seufzen glich.

Er schaute die beiden vor ihm stehenden Männer an wie jemand, der aus einem tiefen Schlaf erwacht war. Die Leere in seinen Augen verschwand, der Blick füllte sich wieder mit Leben.

»Geht es dir gut?« fragte Mandra leise.

»Ja und nein. Ich lebe!«

»Hast du deshalb gebetet? War es ein Dank, den du den Göttern abgestattet hast?«

»Auch. Aber ich habe schauen können. Ich konnte einen Teil meiner Seele lösen. Ich spürte, daß sich etwas Fremdes, Drohendes über unseren Köpfen verteilt. Der Beinlose und seine Diener sind nach Gaya gekommen, um die Herrschaft zu übernehmen. Er will der Buddha werden und von hier aus das Böse steuern, zusammen mit den furchtbarsten Göttern wie Schiwa und auch Kali.«

»Stehen sie denn auf seiner Seite?«

»Ich fürchte ja. Er hat sich ihnen versprochen, wenn sie ihm helfen, an die Macht zu gelangen. Die Probleme sind nicht geringer geworden, eher größer.«

»Gut«, sagte Suko, der Theorien in einem solchen Moment ablehnte. »Was können wir tun?«

»Es wird unmöglich sein, ihn aufzuhalten.«

Der Inspektor verstand den Pessimismus nicht so recht. »Er wird nicht sofort angreifen. Wir haben Zeit bis morgen. Diese Nacht und der nächste Tag liegen vor uns. Es muß uns doch gelingen, die Verstecke der Diener des Beinlosen aufzuspüren und…«

»Ich kann es nicht sagen. Ich habe alles versucht, um mich in seine Welt zu versetzen, doch es gibt auch für mich eine Sperre, da ich noch nicht den Stand der Erleuchtung besitze, der nötig ist, um diese fernen Reisen zu unternehmen.«

Suko runzelte die Stirn. Er wollte auf keinen Fall den nächsten Tag untätig verstreichen lassen, griff das Thema jedoch von einer anderen Seite her an.

»Wir müssen auch irgendwo bleiben«, erklärte er. »Hast du eine Ahnung, wo wir uns einigermaßen sicher aufhalten können?«

Rifa dachte einen Moment nach. »Ja, es gibt hier Orte, wo sich nur wenige Menschen hintrauen, weil sie gefährlich sind.«

»Du kennst sie gut?«

»Ich habe mich oft dort bewegt, denn ich ging zwischen den Toten her. Es sind die großen Lehrmeister, die Fakire, die Yogi, deren Körper dort liegen und verdorren. In den alten Katakomben an den Verbrennungsplätzen, den Orten des Todes, wo der Höllenwind herweht, da könnten wir auf sie warten.«

»Sie kennen die Stätten vermutlich auch, nehme ich an.«

»Ich habe sie dort noch nie gesehen, doch es könnte sich etwas verändert haben.«

»Was meinst du, Mandra?«

Der Inder hob die Schultern. »Ich schließe mich Rifas Ansicht an. Wir sollten dort die Nacht verbringen, vielleicht auch einen Teil des Tages und überlegen, wie wir anschließend weiter vorgehen. Wenn der Beinlose die Dunklen Götter auf seiner Seite hat, werden wir

versuchen, Hilfe bei ihren Feinden zu finden. Ich möchte dazu die nötige Zeit haben, und die kann ich dort bekommen, wo wir uns hinbegeben wollen: Es ist wohl für uns ein guter Platz.«

Suko breitete die Arme aus. »Okay, ich habe nichts dagegen einzuwenden, aber ich denke auch an John Sinclair. Ich könnte mir vorstellen, daß er versuchen wird, sich bis nach Gaya durchzuschlagen, wie auch immer. Das wird Zeit kosten. Wenn er es tatsächlich schaffen sollte, wird er nach uns suchen. Und könnte er uns dort finden?«

»Sehr schwer nur.«

»Stimmt, Rifa.« Suko räusperte sich. »Wo könnten wir eine Nachricht hinterlassen?«

»Überhaupt nicht«, warf Mandra Korab ein. »Es gibt keine Stelle, die uns beiden bekannt ist.«

Suko schaute für einen Moment zu Boden. Er sah sorgenvoll aus.

Von seinem Stab und der Rückkehr bestimmter Kräfte sprach er nicht mehr. Zuvor mußte der Beinlose abgewehrt werden, sonst war auch der Geist des ersten, des Ur-Buddha gefährdet.

»Machen wir uns auf den Weg?« fragte Rifa.

»Ja, laßt uns gehen…« Mandra Korab gab die Antwort mit leiser Stimme …

***

Etwas strich über mein Gesicht. Es zeichnete die Konturen der Wangen nach, die der Augenbrauen, die meiner Nase und machte auch vor den Lippen nicht halt.

Ich kam mir vor wie jemand, der tief in der Erde gesteckt hatte und nun allmählich hervorgeholt wurde, damit er frei atmen konnte. Das Etwas glitt auch über meine Brust hinweg und ließ nur die Umrisse meines geweihten Silberkreuzes aus.

Ich genoß es, wollte es so lange wie möglich beibehalten und ließ deshalb die Augen geschlossen.

»John… John … bitte«, so drang die sanfte Flüsterstimme der Frau an meine Ohren.

Wer war sie?

Meine Erinnerung lag noch verschüttet. Es würde dauern, bis ich wieder frei denken konnte. Meine Wimpern zuckten, die Augen hatte ich noch geschlossen.

»Bitte, John… ich bin es, Narina!«

Ich dachte über den Namen nach. Wer war Narina? Woher kannte sie mich? Lag ich nicht irgendwo in London?

Die alte Erinnerung explodierte. Traum- oder Trugbilder zerfetzten vor meinen Augen, die Hände glitten an meiner Brust hoch und berührten die Schultern.

Schon dieser leichte Druck reichte aus, um wieder die Schmerzen in meine Arme zurückzuholen.

Das brachte mich zurück in die Realität, und auch die Erinnerung stand wieder.

Ich schaute hoch.

Narina war da. Ihr Gesicht mit den dunklen Augen, die im Licht einer Ölleuchte glänzten, war mir noch in sehr guter Erinnerung. Sie hatte mich gestreichelt, und ich hob meine rechte Hand, um ihren Arm zu berühren, als zarte Geste der Dankbarkeit. Auch diese Bewegung ließ wieder die Schmerzen aufflammen und erinnerte mich an die schreckliche Zeit im Höllenschacht.

»Geht es dir gut?« flüsterte sie.

Mein Lächeln kam mir selbst schmerzlich vor. »Ich weiß nicht so recht«, erwiderte ich leise. »Zwischen gut und gut gibt es noch einen Unterschied. Aber ich lebe, und das habe ich allein dir zu verdanken, Narina.«

Das beschämte sie. Narina drehte den Kopf zur Seite. »Bitte, sprich nicht so.«

»Es stimmt aber.«

»Nein, nicht ganz.«

»Wie meinst du das?«

Narina schaute mich wieder an, stand aber gleichzeitig auf. »Später werde ich dir mehr sagen. Ich habe dich nur geweckt, weil ich dich einreiben möchte.«

Ich war überrascht. »Wie das?«

»Wir befinden uns hier in der Wildnis, John, das weißt du sehr genau. Es gibt hier keine Tabletten, keine Pharmazie, wie ihr sagt. Aber wir haben andere Heilmittel. Sie werden aus Kräutern und Pflanzen gewonnen. Deren Extrakte helfen oft viel besser als Tabletten.« Plötzlich lächelte sie scheu. »Ich möchte dich nun bitten, deine Hose auszuziehen. Ich will deinen gesamten Körper einreiben.«

Das war ein Ding. Ich mußte schlukken. »Und dann? Was wird dann passieren?«

»Das kann ich dir genau sagen. Du wirst schlafen und erst erwachen, wenn die Sonne am Himmel steht. Ich schwöre dir, daß du dich besser fühlen wirst. Und noch etwas. Du brauchst keine Angst um deine anderen Kleidungsstücke zu haben. Ich habe sie alle aufbewahrt. Niemand wird sie dir wegnehmen.«

»Wenn es jemand gibt, dem ich vertraue, dann bist du es, Narina. Aber ich möchte trotzdem, daß du mir die Hose ausziehst. Ich weiß nicht, ob ich meine Arme bewegen kann.«

Sie dachte einen Moment nach und meinte dann: »Wenn es dein Wunsch ist, werde ich ihn dir gern erfüllen.«

Sie tat es und stellte sich dabei äußerst geschickt an. Wenig später

lag ich nackt vor ihr.

Narina trug noch immer ihr Wickelkleid, das ihren Körper wie eine zweite Haut umspielte. Sie verschwand im Hintergrund der Hütte, und wieder bewunderte ich ihre gleitenden Bewegungen. Ich wollte von ihr wissen, weshalb sich die Meinung der anderen geändert hatte, sie aber schüttelte nur den Kopf und vertröstete mich auf später.

Dabei schleppte sie zwei Gefäße heran, die mit irgendeinem Zeug gefüllt waren, das scheußlich roch. Ich hoffte nur, daß ich es nicht zu trinken brauchte, allein der Duft konnte einem Menschen schon den Magen umdrehen.

Sie holte auch zahlreiche Tücher und breitete diese neben den Töpfen aus.

»Leg dich zuerst auf den Bauch«, bat sie mich.

Das tat ich. Es war schon spannend. Von den Männern ließ sich keiner in der Hütte blicken.

Ich hörte ein klatschendes Geräusch, als die Samariterin beide Hände in den Topf tunkte. Einen Moment später klatschte Lauwarmes auf meinen nackten Rücken.

»Und nun bleib ruhig liegen, John. Alles andere mache ich.«

»Okay, Miß Sergeant.«

Narina hatte nicht zu viel versprochen. Sie machte auch alles andere, und sie ging ran wie Blücher. Wie die so sanften Hände sich plötzlich in Knetfinger verwandelten und mich durchwalkten, das war kaum zu fassen.

Ich bewies ihr in den folgenden Sekunden, daß Männer nicht so hart waren, denn so manches Stöhnen drang aus meinem Mund.

Vor allen Dingen dann, wenn mein Rücken plötzlich schmerzte, als würde er von Feuerfingern gestreift.

Da rasten regelrechte Glutbälle vom letzten Wirbel her hoch bis zum Hals. Sie verteilten sich in den Armen und erreichten selbst meine Fingerspitzen.

Narina kümmerte das nicht. Sie machte unbeachtet weiter. Sie ließ einfach nicht locker, auch mein Stöhnen irritierte sie nicht. Es gab keine Pause.

Ich fluchte zunächst still vor mich hin. Dann lauter, und ich ließ Narina nicht aus, wobei ich sie mit einem Folterknecht verglich, erntete jedoch nur ein leises Lachen, wobei sie dann weitermachte. »Du kannst ruhig fluchen, John, wenn es dir hilft und guttut. Ja, fluche ruhig, das erlöst auch manchmal…«

Nein, ich schimpfte nicht mehr. Ich war einfach zu müde geworden, denn allmählich wechselte das Gefühl. Ich hatte nicht mehr den Eindruck, eine Folter zu erleben.

Dafür würde mein Kreislauf angeregt. Das Blut rauschte in meinen Ohren. Wärme durchflutete mich. Ich hörte kaum, daß mich Narina

bat, mich auf den Rücken zu legen. Sie mußte die Aufforderung noch zweimal wiederholen, bevor ich ihr nachkam und dabei feststellte, daß die Schmerzen weniger geworden waren.

Ihr Gesicht hatte sich verändert. Das Lächeln war zwar geblieben, doch nun las ich in ihren Augen eine Entschlossenheit, die mir einen großen Mut einflößte.

Zudem stand ich kurz vor dem Wegtreten. Ich erlebte die folgenden Minuten wie in einem Traum. Obwohl das Mädchen mit mir sprach, verstand ich seine Worte nicht.

Einmal noch riß ich mich zusammen. »Ich muß weg, Narina, ich muß wirklich weg.«

»Jetzt bist du hier.«

»Ja, aber man wartet auf mich. Meine Freunde… sie sind nach Gaya gefahren. Da muß ich hin …«

»Klar, John, wir fahren dorthin. Wir beide. Du kommst noch nach Gaya, das verspreche ich dir.«

»Wirklich?«

Ihre Antwort verstand ich nicht mehr, denn da war ich bereits tief eingeschlafen…

***

Narina hatte mir versprochen, daß ich beim Erwachen das Tageslicht sehen würde.

So kam es auch.

Es war nicht das berühmte Hervorsteigen aus der schwarzen Tiefe, ich war schlagartig da, öffnete die Augen und stellte fest, daß die Sonne mir durch ein Loch in der Wand direkt ins Gesicht schien und ich gezwungen war, die Augen zu schließen, um nicht geblendet zu werden. Ich wollte mich zur Seite rollen und stellte fest, daß ich weder Arme noch Beine bewegen konnte.

Dabei war ich nicht gefesselt, nur eingewickelt in helle Laken, die sehr stramm saßen und dabei Beine und Arme gegen meinen Körper preßten. Zuerst wollte ich fluchen, dann jedoch erinnerte ich mich an das Mädchen Narina und seine Bemühungen.

Sie hatte es geschafft!

Grund zum lauten Jubel bestand nicht. Aber ich merkte, daß ich in meinem Innern von einer großen Freude erfüllt war, denn die Erschöpfung war vergangen. Nach diesem langen Schlaf fühlte ich mich wie befreit, und der neue Tag war längst angebrochen.

Einen Blick auf die Uhr konnte ich nicht werfen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu versuchen, die Zeit am Stand der Sonne abzulesen.

Schien sie senkrecht auf das löchrige Dache der Hütte?

Nein, das war nicht der Fall, jedenfalls nicht genau. Wichtig war jetzt

nur, daß ich lebte. Den Kopf konnte ich bewegen, und ich sah, daß noch etwas in die Hütte hineingestellt worden war.

Ein großes Gefäß, das Ähnlichkeit mit einer Wanne besaß und gefüllt war mit einer warmen Flüssigkeit, denn über dem Spiegel lag ein leichter Dunst.

Was bedeutet das? fragte ich mich.

Ich konnte mir selbst keine Antwort geben, das mußte Narina tun oder einer der Männer.

Vorerst ließ sich niemand blicken, und ich blieb mit meinen Gedanken allein.

Was machten meine Freunde? Waren sie in Gaya überhaupt angekommen? Oder lebten sie nicht mehr?

Der Gedanke daran schockte mich und trieb mir das Blut wieder schneller durch die Adern.

Ich hörte auf, darüber nachzudenken, denn der Vorhang der Hütte wurde von einer Frauenhand zur Seite gedrückt, und Narina betrat mit einem strahlenden Lächeln auf den Lippen das primitive Haus.

Ich hatte den Eindruck, als würde zwischen den Wänden eine zweite Sonne aufgehen.

»John, du bist wach.«

»Wie du siehst.«

»Warum hast du mich nicht gerufen?«

»Ich fing allmählich an, mich als Mumie so richtig wohl zu fühlen. Wenn du verstehst.«

»Nein, auf keinen Fall. Warte, ich werde dich sofort von den Laken befreien.«

Wieder konnte ich erleben, wie geschickt die junge Frau arbeitete.

Ich mußte mich zweimal dabei drehen, dann hatte sie mich befreit.

Auf dem Bauch blieb ich liegen und schnupperte. Schon früher war mir der Geruch negativ aufgestoßen, jetzt umschwebte er meinen eigenen Körper, und er hing auch noch in den Tüchern fest, die Narina nun zur Seite legte.

Ich blieb auf dem Bauch liegen, drehte nur den Kopf, um sie anschauen zu können. »Soll ich so bleiben? So beschmiert, meine ich?«

»Nein, du wirst dich baden«, erklärte sie mir, als wäre es die einfachste Sache der Welt.

»In der Wanne dort?«

»Richtig.« Sie kam und streckte mir ihre Hand entgegen. »Komm, ich helfe dir hoch.«

»Das werde ich wohl allein schaffen können.«

»Tatsächlich?« erkundigte sie sich spöttisch.

Ich wollte beweisen, welch toller Hecht ich war, stemmte mich hoch -und brach zusammen.

Narina mußte lachen, während ich einen roten Kopf bekam, weil ich mich schämte.

»Es ist wirklich besser, John, wenn ich dir helfe.«

»Ja!« keuchte ich, »allmählich sehe ich ein, daß ich hier nur die zweite Geige spiele.«

»Männer«, erklärte sie spöttisch. »Ihr seid irgendwo alle gleich. Dabei spielt es keine Rolle, ob ihr aus Europa, Asien oder Afrika stammt. Seht endlich ein, daß auch wir Frauen etwas können.«

Es war schon ungewöhnlich, inmitten des Dschungels eine Diskussion über die Emanzipation zu führen, aber Narina schien mir eine besondere Person zu sein. Mein Gehirn funktionierte wieder normal, die Schmerzen waren zudem stark gelindert worden, und so stellte ich mir zwangsläufig die Frage, wie eine Person wie Narina überhaupt in ein fernes Dschungeldorf wie dieses gelangt sein konnte. Ich beschloß aber, ihr diese Frage erst später zu stellen.

»Stimmt es, stimmt es nicht?«

Ich nickte. »Ja, du hast recht. Ihr Frauen seid oft stärker als wir Männer.«

»Deshalb wirst du auch nichts dagegen haben, daß ich dir dabei helfe, auf die Füße zu kommen.«

»Ganz und gar nicht.«

So gut ging es mir auch nicht, denn als ich auf den Beinen stand, da zitterten die Knie schon. Wie harte Strahlen drang das Blut hoch in meinen Kopf, wo es ein Gefühl des Schwindels erzeugte. Ich hatte doch Mühe, auf den Füßen zu bleiben.

Das nächste Ziel war die Wanne. Narina, wesentlich kleiner als ich, führte mich. Meine Nacktheit machte sie überhaupt nicht verlegen, auch mich störte sie nicht.

»Gib acht, wenn du hineinsteigst, John«, bat sie mich.

»Danke, Mum.«

Nach dieser Antwort mußten wir beide lachen. Ich hob vorsichtig ein Bein an. Das Wasser war nicht heiß, sondern angenehm warm.

Um nicht auszurutschen, setzte ich mich sehr vorsichtig hin und spürte sofort das Prickeln, das jeden Zentimeter meines Körpers erfaßte und nicht unangenehm war. Es wirkte belebend und gleichzeitig entspannend. Mochte der Teufel wissen, was die Kleine dem Wasser beigemischt hatte. Diesen Extrakt kannte ich nicht.

Sie legte eine Hand auf meine Schulter. Dabei drückte sie mich so tief, daß ich nur noch mit dem Kopf hervorschaute. »So bleibst du jetzt liegen, John.«

»Und was machst du?« Ich lächelte sie an. »Willst du auch mit in die Wanne steigen?«

Empört schaute sie mir in die Augen.

Dabei glaubte ich, daß dieses Gefühl nur gespielt war. »Wie kannst

du nur so etwas verlangen, John. Ich habe etwas anderes zu tun.«

»Zum Beispiel?«

»Dir etwas zur Stärkung zu holen«, erklärte sie lächelnd und war wenig später verschwunden.

Aus meinem Mund drang ein erleichtertes Seufzen. Die Augen hielt ich halb geschlossen, die Beine ausgestreckt, ich fühlte mich in diesen Sekunden sehr wohl, trotz der schlimmen Stunden, die hinter mir lagen. Estat gut zu wissen, daß sich der Körper so rasch erholte.

Allerdings kam mir auch der Vergleich mit einem goldenen Käfig in den Sinn. Da befand ich mich im fernen Dschungel, konnte mich über nichts beklagen, aber trotzdem wollte ich raus. Ich mußte etwas tun, ich mußte wissen, was mit Mandra Korab und Suko geschehen war. Die Stadt Gaya war für mich ungemein wichtig. Und wenn ich mich zu Fuß durchschlagen mußte, ich wollte es versuchen.

Vielleicht half mir Narina auch. Bisher hatte sie schon wahre Wunderdinge fertiggebracht.

Sie kam wieder zurück. Auf beiden Händen trug sie das geflochtene Tablett. Zwei Schalen hatten darauf Platz gefunden. Aus beiden dampfte es. Suppe und Reis.

Zuerst aß ich die Suppe. Füttern ließ ich mich nicht. Sie war kräftig und gut gewürzt, aber ich fragte sicherheitshalber nicht nach, woraus sie hergestellt worden war. Den Löffel hatten sie aus Holz geschnitzt.

Narina freute sich, daß es mir schmeckte. Sie sagte zwar nichts, ich sah es nur ihrem Gesicht an, wie sehr sie sich darüber freute. Auch der Reis mundete mir. Er war scharf und hatte einen süßlichen Nachgeschmack.

Ich leerte den Teller bis auf das letzte Korn. »Soll ich dir noch etwas holen?« fragte sie, als ich ihr den Teller reichte.

»Nein, um Himmels willen. Ich… ich möchte aus der Wanne, wenn du verstehst.«

»Natürlich.« Sie holte das Badetuch, das über einer Stange gehangen hatte. Auch schaute sie nicht zur Seite, das machte mir ebenfalls nichts aus. Ich verließ die Wanne und wickelte das Tuch um meinen Körper.

Narina half mir beim Abtrocknen. Ich erkundigte mich nach meiner Kleidung.

»Die liegt hier in der Hütte.«

»Ist alles da?«

Narina hatte den Unterton in meiner Frage genau gemerkt. Lächelnd gab sie Antwort. »Ja, es ist noch alles vorhanden, auch deine Waffen. Du wirst zufrieden sein.«

Ich streichelte ihr Gesicht. »Ich bin fast zufrieden, Narina. Du kannst dir denken, warum ich nur fast zufrieden bin?«

»Sicher.«

»Weshalb konnte ich so plötzlich gerettet werden?«
»Hast du wirklich nicht darüber nachgedacht?«
»Schon. Und ich glaube auch, eine Erklärung gefunden zu haben. Aber ich möchte sie von dir bekommen.«
Narina nickte. Sie ging dorthin, wo auch meine Kleidung lag; Ich folgte ihr langsam.
Sie begann zu reden und hielt den Kopf dabei gesenkt, als wollte sie gegen den Boden sprechen. »Du wirst es sicherlich wessen, John, denn es liegt allein an deinem Kreuz. Ich sah es schon bei meinem ersten Treffen mit dir. Da ist mir aufgefallen, daß dort ein bestimmtes Symbol zu sehen war, dessen ich nicht würdig bin, es auszusprechen. Muß ich dir noch mehr sagen?«
»Nein, Narina, nein. Es ist die Heilige Silbe.«
»Ja, sie ist es.«
Die Heilige Silbe AUM, die dreibuchstabige Einheit, eine mystische Silbe und das feierlichste aller Wörter Indiens. Es ist ein Segenr eine Bestätigung, ein Versprechen. Dieses Wort steht gewöhnlich am Anfang der Heiligen Schriften und vor den Gebeten der Inder. Diese Silbe darf nur von ganz bestimmten Menschen ausgesprochen werden, von würdigen Personen, die bereits die Weihen der höchsten Lehren erhalten hatten.
Ich besaß diese Weihen zwar nicht, auf meinem Kreuz war die Silbe jedoch eingraviert, so daß ich zu denjenigen gehörte, die sie auch aussprechen durften.
Ob es außer mir noch einen Europäer gab, dem dieses Privileg zuteil geworden war, entzog sich meiner Kenntnis.
»Das hast du ihnen gesagt?«
»Ja.«
»Weshalb so spät?«
»Keiner wollte zuvor mit mir reden. Sie wiesen mich stets barsch ab, die Männer wollten deinen Tod.«
Ich ließ das Tuch fallen und griff zur Kleidung. Sie war inzwischen gesäubert worden. Als ich sie überstreifte, schaute mich Narina dabei sehr genau an.
»Du weißt, daß es nicht die einzigen Fragen sind, die mich quälen?«
»Ich kann es mir denken.«
»Wer seid ihr überhaupt? Weshalb habt ihr euch im Dschungel versteckt? Zu wem gehört ihr?«
»Wir sind Befreier.«
Ich hob die Augenbrauen. »Keine Rebellen?«
»Nein.«
»Welches sind eure Ziele?«
»Wir wollen wieder zurück zu den Wurzeln. Wir wollen wieder, daß sich die Menschen vereinen, daß Indien ein Reich wird, daß diese

hohe Technisierung verschwindet. Wir wollen keine Atomreaktoren, wir wollen keine hochgerüstete Industrie, die Waffen herstellt, wir wollen…«

»Das will ich auch. Weshalb hat man mich dann gefangen genommen, um mich sogar opfern zu wollen?«

»Weil man dich für einen Spion hielt.«

Ich mußte lachen. »Wer sollte mich eingesetzt haben?«

»Verräter in der Regierung. Sie haben schon weiße Söldner angeheuert, um uns zu vernichten. Diese Kräfte sind zum Äußersten entschlossen, aber sie werden es nicht schaffen.«

»Ihr hättet mich auch erschießen können.«

»Ja, das hätten die Männer auch getan. Aber unser Lager war nahe und damit auch das heilige Krokodil.«

Ich wollte Narina nicht verärgern, deshalb lachte ich nicht.

»Kannst du mir sagen, wieso das Krokodil heilig ist?«

»Natürlich. In ihm ist unser Anführer wiedergeboren worden. Der große Guru Nhuri. Er wurde getötet, aber er hat erklärt, daß er zurückkehren würde, um uns zu beobachten. Eines nachts kam er in unseren Stützpunkt. Er griff keinen von uns an, da wußten wir, daß er wieder bei uns war und Opfer verlangte. Deshalb werfen wir ihm unsere Feinde zum Fraß vor. Er braucht nicht zu hungern…«

Unwillkürlich strich ich über meinen Hals. »Das kann ich mir sogar vorstellen.« Ich zog meine Jacke über. Die Beretta steckte wieder in der Halfter, auch den Dolch hatte ich in der Lederscheide verstaut. »Eine andere Frage hätte ich da noch. Wie stehen deine Mitkämpfer und Verbündete zu mir?«

Narina lächelte. »Sie wissen nicht, wie sie sich dir gegenüber verhalten sollen. Sie können nicht begreifen, daß auf deinem Kreuz die Heilige Silbe zu sehen ist. Manche meinen, daß du es gestohlen haben könntest. Hättest du es getan, du wärst schon längst schlimm bestraft worden.«

Diese Logik konnte für mich nur von Vorteil sein, aber sie löste mein Problem auch nicht.

Ich wandte mich mit meinen Sorgen direkt an Narina. »Du kannst dir sicher vorstellen, um was es mir geht. Ich möchte nicht länger bei euch bleiben, ich muß weg, nach Gaya, denn dort erwartet man mich. Es sind Freunde von mir, die sich ebenfalls im Zug befanden. Einer von ihnen ist Inder, Mandra Korab. Kennst du ihn?«

Ich hatte die Frage bewußt gestellt, denn mir war das leichte Erschrecken der jungen Frau nicht entgangen. »Sprichst du von dem Mandra Korab?«

»Gibt es denn noch mehr?«

»Nein, nein… ja, ich weiß nicht. Aber es gibt einen Mandra Korab, der auch für uns kein Unbekannter ist.«

»Dann wird es wohl dieser Mann sein.«

Sie nickte sehr langsam. »Wir alle kennen und achten ihn. Er hat in unserem großen Land einen gewissen Ruf. Er ist ehrlich, er ist gerecht, und er haßt die Kräfte der Dunkelheit.«

»Richtig. So wie ich.«

»Bist du tatsächlich sein Freund?«

»Wir kennen uns schon länger. Zusammen haben wir den Zug von Benares nach Gaya genommen, um dort etwas zu erledigen.«

»Darf ich nach den Gründen fragen?«

»Wir müssen jemand besuchen.«

»Einen Menschen?«

»Nein.«

Sie erschien mir sehr nachdenklich. Ich konnte mir vorstellen, daß sie mit der Antwort nicht einverstanden war. »Wenn es keine Menschen sind, gäbe es noch einen sehr wichtigen Grund, meine ich.«

»In der Tat.«

»Ist es sein Grab?« fragte sie direkt.

Ich nickte und sah, daß sie einen Moment später tief Atem holte.

»Ein Fremder an Buddhas Grab, ein Ungläubiger, aber ich kann sehr gut verstehen, daß du dort willkommen geheißen wirst, denn die Heilige Silbe auf deinem Kreuz macht dich würdig. Ja, ich wünsche es dir von ganzem Herzen. Du bist nicht unser Feind.«

»Ein Freund?«

Narina lächelte. »Das kann ich nicht bestätigen. Eine neutrale Person, John.«

»Gut, einverstanden. Und als diese neutrale Person möchte ich dich fragen, ob du schon in England gewesen bist. Du sprichst unsere Sprache sehr gut.«

»Ich studierte in Oxford. Zwei Jahre war ich dort. Dann ging ich wieder zurück in meine Heimat, denn hier werde ich gebraucht.«

»Auch ich brauche dich.«

Ihr Gesicht zeigte ein unsicheres Lächeln, das durch die Bewegung der Augenwimpern noch gefördert wurde. »Das finde ich zwar nett von dir, aber weshalb?«

»Ich möchte, daß du mich begleitest. Ich muß nach Gaya und weiß nicht wie.«

»Hm.« Sie schaute zu Boden. »Du kannst wohl kaum zu den Gleisen laufen und auf den fahrenden Zug aufspringen.«

»Das sehe ich auch so. Ich habe zwar keine Fahrzeuge in diesem Camp gesehen, kann mir aber denken, daß ihr auf euren ›Märschen‹ durch den Dschungel nicht zu Fuß geht.«

»Es kann sein.«

»Könnten wir ein Fahrzeug bekommen?« fragte ich sie direkt.

Narina räusperte sich. Ich sah ein, daß ich viel von ihr verlangte und

ließ sie zunächst in Ruhe nachdenken. Sie hob die Schultern.

»Ich müßte nachfragen.«

»Damit würdest du einer gerechten Sache sehr behilflich sein. Nicht nur ihr kämpft dafür, auch ich sehe meine Arbeit so. Wenn du jemals mit Mandra Korab zusammentreffen solltest, wird er dir meine Worte bestätigen. Davon kannst du ausgehen.«

Sie kaute auf der Unterlippe, hob den Kopf, warf das schwarze Haar zurück – eine Bewegung der Entschlossenheit – und nickte.

»Ja, ich werde es versuchen.«

»Danke.«

»Dazu ist es noch zu früh.«

»Trotzdem«, sagte ich.

Sie drehte sich um und verließ die Hütte. Ich blieb allein zurück und atmete tief durch.

In den letzten Stunden hatte ich wirklich einen Schutzengel gehabt, denn alles hätte auch anders kommen können. Schaudernd dachte ich an den verdammten Höllenschacht.

Natürlich beschäftigte ich mich auch mit dieser seltsamen Rebellentruppe. In einem gewaltigen Subkontinent wie Indien gab es immer wieder Strömungen, die gegen das Establisement arbeiteten, die autonom werden wollten, um ihrerseits ihre Gedanken und Ideen verbreiten zu können. Dabei vermischten sich oft weltliche mit religiösen Interessen, was für den Orient typisch war.

Diese Rebellengruppe hielt ich nicht – für wirkungsvoll, wenn es tatsächlich hart auf hart ging. Ich schob sie eher in die Schublade der gefährlichen Spinner.

Zudem stellte ich mir die Frage, was eine intelligente Frau wie Narina dazu gebracht haben mußte, wieder in den Dschungel zurückzukehren, sich diesen Leuten anzuschließen und ein doch im Vergleich zu ihren Jahren in England sehr primitives Leben zu führen.

Daß sie so entschieden auf deren Seite stand, wollte mir nicht in den Kopf.

Möglicherweise hatte sie sich auch eingeschlichen, um bestimmte Aufgaben zu übernehmen. Meine Gedanken beschäftigten sich mit dem Gebiet der Spionage.

Sie kehrte zurück. Am Eingang blieb sie stehen und behielt eine Hand um das Tuch geklammert. Auf ihrem Gesicht lag ein Lächeln, und es befand sich im Bereich der Sonnenstrahlen.

Ich hatte dafür keinen Blick. Mich interessierte einzig und allein, daß sich Narina umgezogen hatte. Sie trug Stiefel, eine Hose aus festem Drillich, eine Hemdbluse darunter und eine Jacke. Sogar eine Machete hatte sie mitgenommen. Sie hing an einer Schlaufe des breiten Gürtels.

»Komm«, sagte sie nur und winkte.

Ich ging langsam auf sie zu. »Und? Hast du es tatsächlich geschafft?«

»Wir fahren. Ich konnte meine Freunde davon überzeugen und habe sie noch einmal auf dein Kreuz hingewiesen und über die Heilige Silbe gesprochen.«

»Danke, Narina.« Ich spürte eine tiefe Erleichterung. In diesem verdammten Dschungel hängenzubleiben, wäre mehr als schlimm gewesen. Ich hätte aus eigener Kraft den Weg nach Gaya bestimmt nicht gefunden. Wenn ja, wäre es wahrscheinlich zu spät gewesen.

Ich drückte den Stoff zur Seite. »Wie werden wir verschwinden können?«

»Laß dich überraschen.«

»Ich nehme alles in Kauf«, sagte ich schmunzelnd. »Nur zu Fuß bin ich nicht gut.«

»Keine Sorge, du wirst zufrieden sein.«

Die Luft in der Hütte war schon nicht gut gewesen. Zu stickig, aber noch super gegen die draußen. Ich bekam den Eindruck, eine bunte, flirrende, dumpfheiße Hölle zu betreten. Hier war alles anders. Die Sonne schien grell durch die Lücken. Ich konnte nicht hineinschauen. Wenn ich den Kopf drehte und gegen die grüne Wand des Dschungels schaute, kam sie mir vor wie ein zitterndes, gewaltiges Bild.

»Hast du was, John?«

Ich runzelte die Stirn und rieb über meine Augen. Die Sonnenbrille steckte in der Jackentasche. Ich fühlte nach und atmete auf, als ich feststellte, daß sie nicht zerbrochen war. Durch die dunklen Gläser sah ich die Umgebung besser.

Mir war schon zuvor aufgefallen, daß sich keiner der Männer blicken ließ. Ich fragte Narina danach, und sie hob nur die Schultern.

»Sie gaben uns eine Viertelstunde, um zu verschwinden. Erst dann werden sie wieder zurückkehren. Die meisten wollen nicht, daß du ihre Gesichter siehst. Du könntest dich an sie erinnern und irgendwelche Angaben machen.«

»Ich habe andere Sorgen.«

»Das weiß ich, aber nicht sie.«

»Laß uns verschwinden!«

Narina mußte mich führen, und wir gingen durch ein menschenleeres Dschungeldorf.

Hinter den Hütten war ebenfalls ein großer Platz gerodet worden.

Neben einer fensterlosen Blockhütte standen mehrere Fahrzeuge.

Allesamt robuste Geländewagen, deren Kühler durch Eisengrille geschützt worden waren, um auch Hindernisse aus dem Weg räumen zu können.

»Welchen Wagen nehmen wir?«

»Den Jeep.«

Er war nicht der beste in der Reihe. Rötlicher Sand bedeckte die gesamte Karosserie. Der Wagen sah aus, als hätte er eine lange Tour

hinter sich gehabt, um jetzt überholt werden zu können.

Narina sah meinen skeptischen Blick und beruhigte mich. »Keine Sorge, John, er wird es schaffen.«

»Warum bist du dir so sicher?«

»Weil auf den Wagen bisher immer Verlaß gewesen ist. Außerdem werde ich fahren.«

»Du kennst auch die Strecke?«

»Ja.«

Wir hatten die Türen geöffnet. Der Schlüssel steckte. Er brauchte nur noch herumgedreht zu werden. Narina hatte das Haar hochgesteckt. Der mädchenhafte Eindruck war verschwunden. Sie erinnerte mich jetzt mehr an eine Dschungelkämpferin. Fehlten nur noch das Maschinengewehr und die beiden über dem Körper hängenden, gekreuzten Patronengurte. Als sie starten wollte, legte ich meine Hand auf die ihre. »Zuvor noch eine Frage, Narina.«

»Gern, aber schnell.«

»Kennst du den Weg?«

Sie schüttelte verwundert den Kopf. »Sag mal, für wen hältst du mich eigentlich?«

»Ich wollte mich nur vergewissern und außerdem erkundigen, wie wir fahren werden.«

»Durch den Dschungel.«

»Aber doch nicht querbeet.«

»Nein, es gibt Wege, es gibt Pfade, die von uns in Ordnung gehalten werden. Wir nehmen die Strecke in die Berge und werden auf einer gewissen Höhe eine Piste erreichen. Es ist die Straße nach Gaya. Auf ihr bleiben wir bis zum Ziel.«

»So einfach?«

Sie schmunzelte. »Ja, alles ist einfach, John. Man muß sich nur auskennen.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

»Kann ich jetzt starten?«

Meine Beine stemmte ich gegen das Bodenblech. »Darum bitte ich…«

***

Wenig später schon hatte sich der Dschungel wie ein Vorhang aus grünem Stoff, der hin und wieder breite Löcher aufwies, um das Sonnenlicht durchzulassen, über uns gesenkt.

Narina hatte übertrieben bei ihrer ersten Beschreibung. Wir fuhren über keinen Weg, sondern rollten durch die dichte Wand, in die ein Pfad hineingeschlagen worden war. Macheten und schwere Messer hatten hier Platz geschaffen, der aber nie lange blieb, weil der tropische Regenwald sich sehr schnell wieder ausbreitete und den kaum erkennbaren Weg zuwucherte.

Hinzu kam der unebene Boden, der an einigen Stellen sehr seifig oder morastig war und ich manchmal befürchtete, nicht mehr weiterzukommen. Hin und wieder blieben wir auch stecken. Da bewies Narina dann, wie gut sie fahren konnte, denn sie behandelte das Gaspedal wie ein rohes Ei, und wir kamen immer wieder frei.

Gesprochen wurde kaum etwas. Dafür lenkte uns die Umgebung viel zu sehr ab. Einmal meinte Narina, daß wir Glück gehabt hatten, weil kein Sturm in der letzten Zeit über das Gebiet niedergegangen war. »Sonst hätten die Baumstämme kreuz und quer gelegen.«

»Man kann ja nicht immer Pech haben.«

»Du kannst uns trotzdem die Daumen drücken, John.«

»Mach' ich – weshalb?«

»Wir müssen gleich über eine Brücke. Drück die Daumen, daß sie okay ist.«

Ich schaute sie von der Seite her an, sah den Schweißfilm auf ihrer Oberlippe und auch das schmale Lächeln. »Wolltest du noch etwas sagen?«

»Ja. Kennst du Indiana Jones?«

»Alle drei Streifen.«

»Dann erinnere dich an den ersten. An diese Hängebrücke, auf der er kämpfen mußte.«

Ich merkte das leichte Brennen im Magen. »Sag bloß, daß wir über eine derartige Brücke müssen.«

»So ist es.«

»Dann viel Spaß.«

»Sie ist nicht ganz so schlimm wie die in dem Film. Aber sie besteht auch aus Bohlen. Außerdem habe ich sie schon mehrmals überfahren, und ich lebe immer noch.«

»Wie tröstlich.«

»Danke.«

Narina lenkte den Wagen sehr locker, als hätte sie in ihrem Leben nichts anderes getan. Ihr Lachen klang hart, nicht so weich, wie man es bei einer Frau vermutet hätte. »Dieser Job ist nichts für dich – oder?«

Ich hob die Schultern und schaute auf den Dunst, der aus dem Boden einer Lichtung stieg. Der Dschungel hatte an dieser Stelle ein großes Loch bekommen. Es war bereits der Fels zu sehen, überdeckt von einem rötlich schimmernden Staub. So träge wie die Dampfschwaden zogen auch große Vögel ihre Kreise.

»Ich warte auf eine Antwort.«

»Viel lieber würde auch ich in Florida am Strand liegen. Aber ich wundere mich über dich, Narina.«

»Aha«, sagte sie nur und verleitete mich zum Weitersprechen.

»Du paßt nicht zu den anderen, die wir zurückgelassen haben. Du

bist keine Rebellin. Ich glaube das einfach nicht.«

Sie ließ einen Moment verstreichen. »Schön, was glaubst du statt dessen?«

»Für mich bist du einfach zu klug, dich in eine Geschichte-hineinziehen zu lassen, die im Endeffekt nichts bringt. Du mußt doch selbst wissen, daß diese komischen Rebellen zwar gefährlich, aber dennoch völlig chancenlos sind. Die werden es niemals schaffen, ihre Ziele zu erreichen. Das ist unmöglich. Es sind Traumtänzer, die sich im Regenwald versteckt halten.«

Ihr Räuspern klang fast männlich.

»Tatsächlich? So gut kennst du mich bereits?«

»Ich lasse da mein Gefühl sprechen.«

Eine Antwort erhielt ich zunächst nicht. Sie ließ also offen, ob ich recht gehabt hatte oder nicht. Ich wollte sie auch nicht zwingen und gab mich der Betrachtung der Landschaft oder Umgebung hin, die so anders geworden war.

Wir hatten an Höhe gewonnen. Ob diese Tatsache mit dem Verschwinden der Dichte des Regenwalds zu tun hatte, war mir unklar.

Die breiten Reifen des Wagens rollten und holperten über den felsigen Boden, aus dem die Buckel hin und wieder wie kleine Hügel schauten. Manchmal waren sie von einer grünen Schicht überzogen, dann wieder lagen sie frei, und rechts von mir öffnete sich eine sehr breite Schlucht. Ich dachte an die Hängebrücke, von der meine Begleiterin gesprochen hatte. Noch suchte ich sie vergeblich.

Narina waren meine forschenden Blicke aufgefallen. »Wir müssen diese Schlucht überqueren.«

»Und da gibt es nur die Brücke?«

»So ist es.«

Ich hob die Schultern. Was sollte ich mich aufregen. Es war Schicksal und nicht anders zu machen.

Über uns zeigte der Himmel dicke Wolken. Die Feuchtigkeit war nach oben gestiegen, hatte sich dort zusammengeballt und eben dieses Wolkenbild entstehen lassen.

Das Atmen wurde zur Qual. Hin und wieder kam es mir vor, als würden wir durch eine feuchte Waschküche fahren. Ich schwitzte ungemein stark. Die Luft schmeckte ein wenig nach Schwefel. Zum Glück tat der Jeep seine Pflicht.

»Man nennt dieses Gebiet auch den Spielplatz des Teufels«, erklärte Narina mir.

»Wie recht ihr habt.«

»Aber das ändert sich.«

»Wann?«

»Jenseits der Schlucht. Dieser Flecken hier ist eben völlig anders. Ein

feuchter Ort. Hier findest du viel Wasser und Morast. Wehe dem, der sich hier verläuft und versinkt. Man wird ihn wohl niemals mehr finden. Der Boden frißt alles.«

»Dann lieber ein Krokodil«, sagte ich und mußte husten, weil die Luft einfach zu sehr stank. Es wehte auch kaum Wind. Wenigstens war er nicht so stark, als daß er die Wolken hätte zerflattern können.

So blieben sie, und wir rollten immer näher an die tiefe Schlucht heran, etwa vergleichbar mit einem Canyon, wie man ihn aus den amerikanischen Western her kannte.

Irgendwo sollte die Brücke sein.

Meine Begleiterin kannte sich sehr gut aus, denn sie zog den Jeep plötzlich herum. Die Reifen rutschten einmal weg, dann hatte sie es gepackt. Direkt rollten wir auf die breite Schlucht zu, über der ebenfalls Nebeltücher hingen wie gewaltige Gespenster.

»Es ist heute besonders schlimm«, erklärte Narina. »Wir haben eben einen schlechten Tag erwischt.«

»Es ist leider nicht tröstlich für uns, daß es auch bessere gibt.«

»Egal, wir müssen durch.«

Schlimm war der Dunst. Er machte eine Sicht so gut wie unmöglich. Ich am Steuer wäre irgendwann in die Schlucht gefahren, aber Narina kannte sich aus. Seltsamerweise schenkte ich ihr vollstes Vertrauen. Ich war auch sicher, daß sie es nicht enttäuschte.

Einmal sprang der Jeep hoch, als wollte er sich selbst in den Abgrund katapultieren. Ich schaute besorgt die Fahrerin an, die nur knapp lächelte.

»Ich habe alles im Griff.«

»Schön, mit beiden Händen.«

Einen Moment später mußte sie auf die Bremse treten, denn vor uns senkte sich das Gelände. Die Frau pfiff durch die Zähne, bremste, und hatte das Fahrzeug bald wieder unter Kontrolle. Ihr Lächeln sah scharf und wild aus. Es gefiel ihr, den Wagen zu lenken.

Vor mir erschien ein Gerippe. Langgestreckt und etwas durchhängend, umweht von Dunstschwaden, die wie Tücher den primitiven Übergang umkrallten.

Es war die Brücke!

Ich konnte eine gewisse Trockenheit in meinem Hals nicht vermeiden, hielt mich allerdings mit einem Kommentar zurück und wartete darauf, was geschehen würde.

»Sag du nichts, John, überlaß mir alles.«

»Das versteht sich.«

Wenn Kinder in den Keller gehen und sie sich fürchten, dann pfeifen sie oft. So erging es auch Narina. Sie pfiff vor sich hin. Die Melodie kannte ich nicht. Es war mir auch egal. Hauptsache, wir beide kamen durch, und es machte ihr Mut.

Ich mußte mich voll und ganz auf Narina und die Brücke verlassen!

Noch einmal gab Narina Gas, dann rollten die beiden Vorderräder über die ersten Bohlen der Hängebrücke. Das gesamte Gebilde wurde von straff gespannten Seilen gehalten, und als Narina den Wagen auf diesen primitiven Übergang lenkte, da merkte ich sofort das Schwanken der Konstruktion. Narina pfiff noch immer. Diesmal allerdings leiser. Da blieben die Hälfte der Töne in der Kehle stecken.

Mein Tag war es nicht. Ich hoffte nur, daß das Schicksal bei Narina anders entschieden hatte.

Um den Wagen in der Spur halten zu können, mußte man schon zu den perfekten Fahrern gehören. Mir wär es schwergefallen, aber Narina erstaunte mich immer mehr. Sie fuhr ruhig weiter. Man merkte, daß sie die Strecke nicht zum erstenmal befuhr.

Die Bohlen hielten. Der Dunst hatte sie naß werden lassen. Viele von ihnen waren auch mit einer grünen Pflanzenschicht überzogen.

Manchmal so dünn, als hätte man sie aufgepinselt.

Ich schwitzte mehr als die Frau. Sie saß steif auf dem Sitz und hatte sich etwas vorgebeugt. Auf der Stirn lagen einzelne Schweißperlen. Ihre Lippen waren gespitzt, nur pfiff sie nicht mehr und verschluckte die Töne.

Die Bohlen zeigten eine unterschiedliche Höhe, so daß der Jeep immer wieder hoppelte. Hier traf das Wort Himmelfahrtskommando sehr genau zu. Wie weit wir vom rettenden Boden entfernt waren, konnten wir nicht sehen. Beide schwebten wir mit dem Fahrzeug zusammen im luftleeren Raum. Jeden Augenblick konnte es knirschen, wenn die Bohlen auseinanderbrachen.

Noch hielten sie.

Und auch Narina hielt an.

Ich wunderte mich darüber und wollte den Grund wissen.

Sie wischte Schweiß aus dem Gesicht, dann atmete sie tief durch.

Ihre Züge zeigten eine harte Anspannung, was sie eine ganze Ecke älter machte.

»Was ist denn?«

Sie öffnete den Mund und hob die Augenbrauen. »Ich würde vorschlagen, John, daß du aussteigst und nachsiehst.«

»Ach, wie Indiana Jones?«

»So ähnlich.«

»Dann brauche ich auch eine Peitsche.«

Etwas ärgerlich winkte sie ab. »Laß die Scherze. Geh vor und schau bitte nach.«

Ich drückte die Tür auf. »Was könnte es denn sein? Weshalb hast du gestoppt?«

»Ich habe den Eindruck, als wäre eine Stelle vor uns nicht so ganz okay. Wie gesagt, ich fahre die Brücke nicht zum erstenmal. Deshalb

möchte ich auf Nummer Sicher gehen.«
»Was ist, wenn Bohlen fehlen?«
»Müssen wir den Wagen hier stehenlassen.«
Ich enthielt mich einer Antwort und verließ den Jeep. Die Bohlen waren tatsächlich rutschig.
Hinter mir verschwand der Wagen im Dunst. Die Schwaden stiegen wie Geister aus der Schlucht. Sie dämpften alle Geräusche, selbst meine eigenen Schritte hörte ich kaum.
An meiner rechten Seite lief das her, was man als Geländer ansehen konnte. Dabei war es nur ein straff gespanntes Seil, in bestimmten Abständen durch Knoten verstärkt.
Ich bewegte mich wie jemand, der rohe Eier in den Schuhen hatte.
Über meinen Nacken rieselte ein Schauer. Bevor ich eine Bohle mit meinem Gewicht belastete, prüfte ich erst noch nach, ob sie mein Gewicht auch würde halten können.
Es klappte noch.
Einmal blieb ich stehen und schaute mich um. Der Jeep war nur mehr als dunkler Schatten zu sehen, aber Narina hatte die Scheinwerfer eingeschaltet, deren Licht eine helle Insel schuf.
Obwohl ich nur wenige Schritte vom Wagen entfernt stand, schien er meilenweit vor mir zu stehen.
Den Grund des Stopps hatte ich noch immer nicht entdecken können. Mir kam auch der Gedanke, daß mich Narina möglicherweise hatte reinlegen wollen, dann schimpfte ich selbst über mein Mißtrauen. Sie hätte sich bestimmt nicht so viel Mühe mit mir gegeben, hätte sie so etwas vorgehabt.
Dann sah ich das Loch!
Im letzten Moment hatte ich die Lücke entdeckt. Vor mir fehlten einige Bohlen, sie waren nicht verschwunden, sondern hingen an der linken Seite durch. Die Seilknoten hielten sie nur mehr an einer Seite fest, ansonsten war nichts.
Mir rutschte ein Fluch über die Lippen, denn die Lücke war groß genug, um auch den Jeep zu schlucken. Da kamen wir einfach nicht mehr weiter.
Wissen, Ahnung oder Zufall?
Jedenfalls konnte ich meiner Begleiterin dankbar sein, daß sie so vorsichtig gewesen war. Das Kribbeln auf meinem Rücken war zu einer Gänsehaut geworden. Ich war dem Tod entwischt!
Durch die Lücken quoll der Dunst, der tief unter mir in der Schlucht produziert wurde. Es drang zudem kein Geräusch in die Höhe. Der Nebel lag in einer kompakten Stille. Ich merkte, wie sich mein Magen regelrecht zusammenschnürte und hatte längst feuchte Handflächen bekommen. Wenn ich es richtig einschätzte, dann waren fünf oder sechs Bohlenbretter einfach verschwunden, als wären sie von starken

Händen aus dem Verbund gerissen worden.
Ich drehte mich wieder um.
Vor dem Jeep lag der helle Schleier der Scheinwerfer. Hoch über mir hörte ich Vogelschreie, als würden sich die Tiere über meine Lage lustig machen.
Mit schleppenden Schritten ging ich zurück. In meinen Knien steckte Pudding. Dieser Spielplatz des Teufels hatte seinen Namen wirklich verdient.
Vor dem Jeep blieb ich stehen. Mit beiden Armen winkte ich ab, um Narina ein Signal zu geben.
Sie reagierte nicht. So drückte ich mich an dem Wagen vorbei und öffnete die Beifahrertür.
Meine Augen weiteten sich.
Narina war verschwunden!

***

Für einen Moment fehlte mir jeder Gedanke. Ich war nicht einmal fähig, überhaupt etwas nachzuvollziehen und konnte auch nicht darüber nachdenken, warum sie den Wagen verlassen hatte.
Einen Grund gab es für mich nicht, es sei denn, sie zog ihr eigenes Spiel durch.
Ich schloß die Tür leise. Die Gänsehaut auf meinem Rücken hatte sich in eine dünne Eisschicht verändert, die mir Kälte und Unbehagen verbreitete.
Plötzlich war ich mißtrauisch geworden, zog meine Beretta und schaute sogar nach, ob die Kugeln im Magazin steckten.
Es war gefüllt.
In der dumpfen Stille bewegte sich nur der Nebel. Hin und wieder knackte der Wagen, der sich allmählich abkühlte. Ich fühlte mich als Gefangener meines eigenen Traums. Alles war so anders geworden, so leblos und ohne Perspektive.
Was blieb zu tun?
Ich wollte nicht auf der Brücke bleiben und warten, bis jemand vorbeiflog und mich mitnahm. Ich mußte nach Gaya, ich wußte, daß ich jenseits der Brücke auf die normale Straße stoßen würde. Dort konnte ich möglicherweise per Anhalter weiterfahren.
Das alles löste das Problem Narina nicht. Sie war und blieb verschwunden.
Auf meine kleine Halogenleuchte war ich immer stolz gewesen. In dieser grauen Dunstschwadensuppe nutzte auch sie nicht viel.
Glücklicherweise konnte ich die Bohlen ableuchten und nach Spuren suchen. Wenn Narina gegangen war, mußte sie einfach Abdrücke hinterlassen haben. Es gab keine.
Fliegen konnte sie auch nicht. War sie den Weg vielleicht

zurückgegangen? Hatte sie sich besonnen und war zu ihren ungewöhnlichen Freunden zurückgekehrt?

Eine Vorstellung, die ich nicht akzeptieren wollte. Narina war anders, da täuschte ich mich nicht.

Die Stille zerrte an meinen Nerven. Irgendwann war ich es leid und rief Narinas Namen.

Der Dunst schluckte meine Worte, und eine Antwort blieb ebenfalls aus. Warum war sie weggelaufen?

Sie hatte auch nicht von Verfolgern gesprochen. Deshalb mußte sie den Jeep aus freien Stücken verlassen haben. Mit der Zunge strich ich über meine Lippen, und meine Augen fingen an zu tränen. Die Ungeduld zerrte an den Nerven. Ich stellte mich darauf ein, allein weiterzugehen, und wollte mich schon umdrehen, als ich den dumpfen Klang der Schritte hörte.

Sie kamen von vorn.

Sicherheitshalber zog ich meine Pistole. Auf dieser verdammten Hängebrücke rechnete ich mit allem.

Sehr bald schon zeichnete sich eine Gestalt ab. Ob Mann oder Frau, war nicht zu erkennen. Sekunden später schälte sich die Person sichtbar hervor.

Es war Narina!

Ich senkte die Waffe und wartete. Sie ging die letzten Schritte und blieb vor mir stehen. Ihr Gesicht wirkte ungewöhnlich fahl, die großen Augen waren weit geöffnet.

»Wo warst du?«

Sie hob die Schultern. »Ich hatte plötzlich den Eindruck, daß wir verfolgt wurden.«

»Und? Wurden wir verfolgt?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Wenn ja, wer?«

Sie hob die Schultern. »Ganz ehrlich, John, wer kennt schon deine Gegner? Weißt du, wer sie sind und wie viele sich gegen dich gestellt haben?«

»Eine ganze Menge jedenfalls.«

»Das denke ich auch. Ich finde, daß du jetzt auspacken solltest. Ich möchte wissen, woran ich bin. Weshalb treibt es dich nach Gaya?«

»Buddhas Grab.«

»Das dachte ich mir. Aber du bist kein Buddhist, um dort zu beten.«

»Stimmt, ich habe einen anderen Grund. Es geht auch nicht um mich, sondern um meinen Freund Suko, der Buddha um etwas bitten möchte und hofft, daß ihm diese Bitte gewährt wird.«

»Was ist es?«

Allein zu zweit auf dieser primitiven Hängebrücke, umwallt von Nebelschwaden und mit der Gewißheit, zu Fuß weitergehen zu

müssen, beschloß ich, Narina einzuweihen. Ich brauchte nicht lange dazu. Sie war eine intelligente Frau und begriff sehr schnell.

Auch gehörte sie nicht zu den ängstlichen Personen. Als ich jedoch den beinlosen Götzen erwähnte, rann auch über ihr Gesicht ein Schauer. Ich hakte sofort nach. »Du kennst ihn?«

»Ja, ich hörte davon.«

»Wie gut kennst du ihn?«

»Er will Gaya übernehmen. Er ist ein Herrscher, er hat sich den alten Göttern verschrieben. Schiwa und Kali sind seine Vorbilder. Er will die heilige Stadt Gaya unter seine Knute zwingen. Dabei seid ihr ihm in die Quere gekommen.«

»Stimmt. Nur hat er sich geirrt, wenn er annimmt, daß ich aufgeben werde. Ich muß hin, verstehst du? Ich muß.«

Sie legte mir die Hand auf die Schulter. Eine kameradschaftliche Geste. »Klar, das verstehe ich. Ich kann mir auch vorstellen, daß er es nicht soweit kommen lassen will. Er wird versuchen, dich und mich unterwegs abzufangen.«

»Könnten das die Verfolger gewesen sein?«

»Vielleicht.«

»Sie wissen nicht, wo ich bin.«

Narinas Hand rutschte von meiner Schulter. »O John, du kennst unser Land nicht. Du weißt nichts von den geheimnisvollen Kräften, mit denen der Beinlose im Bunde steht. Sicherlich ist ihm längst bekannt, wo wir uns befinden. Das Gefühl, verfolgt zu werden, stieg nicht grundlos in mir hoch.«

»Trotzdem gibt es für mich nur eine Alternative. Weiter.« Ich deutete in die entsprechende Richtung.

»Ist die Brücke noch intakt?«

»Nein, nicht mehr. Sie weist eine Lücke auf, über die wir mit unserem Wagen nicht hinwegkommen.«

»Das dachte ich mir.«

»Woher?«

»Man hat mich im Camp gewarnt.« Sie hob die Schultern. »Okay, dann werden wir gehen.«

»Moment noch. Wie lange werden wir unterwegs sein, bis wir die Straße erreichen?«

»Erst müssen wir die Brücke hinter uns gelassen haben. Mehr als die Hälfte liegt noch vor uns.«

Das dachte ich mir. »Rechnest du noch mit irgendwelchen Überraschungen?«

»Die kann man nie ausschließen.«

Mit dieser keineswegs optimistischen Antwort versehen, machten wir uns auf den Weg.

Es war ein Schreiten in den Nebel hinein, ein Balancieren auf dem

Rand des Vulkans, denn auch unter unserem Gewicht bewegten sich die schmalen Bohlen.

Aus dem Jeep hatte Narina noch einen Hut geholt, den sie aufsetzte. Sie löschte das Licht und klopfte mit der flachen Hand auf die Motorhaube. »Schade um dich, mein Freund. Du hast deine Sache wirklich gut gemacht.«

Widerspruch erntete sie nicht. Ich erwartete sie an der Lücke. Narina blieb neben mir stehen und atmete schnaufend. »Da haben wir tatsächlich Glück gehabt.«

»Bestimmt.« Ich maß die Länge der Lücke mit meinen Blicken nach und rechnete. »Es ist riskant, sie zu überspringen. Ich weiß nicht, ob wir es schaffen.«

»Das sehe ich auch so.« Narina drehte sich nach links. »Es ist besser, wenn wir uns außen an dem Loch entlanghangeln. Oder gibt es eine bessere Chance?«

»Mir fällt keine ein.«

»Okay, dann mache ich den Anfang.«

Wieder wunderte ich mich über diese Person. Sie ging das Problem mit einer Sicherheit an, die schon mehr als ungewöhnlich war.

Narina war eine Frau, die auch auf dem Spielplatz des Teufels ihren Mann stehen konnte. Wie sie sich an der linken Seite entlanghangelte und mit beiden Händen das straff gespannte Seil umschloß, ließ schon auf eine gewisse Routine schließen. So etwas schaffte man nicht beim erstenmal. Da mußte schon mehr dahinterstecken.

Das Seil bog sich unter ihrem Gewicht zwar durch, war aber genügend straff gespannt, um nicht nachzugeben. Mit den Hacken schlug sie gegen die nach unten hängenden Bohlen und arbeitete sich parallel zur Lücke weiter.

Ich wollte auch nicht länger warten und ließ mich vorsichtig in die Tiefe sinken, wobei ich das straffe Geländerseil ebenfalls mit beiden Händen hielt.

Narina kletterte bereits jenseits der langen Lücke auf die Brücke zurück, während ich mich noch am Beginn meiner Bemühungen befand. Ich wog mehr als sie, und das Seil, mochte es auch noch so straff gespannt sein, bog sich unter meinem Gewicht durch.

Wenn ich mich weiterhangelte, geriet ich bei jedem Griff ins Schaukeln. Da pendelte mein Körper wie ein Klöppel hin und her.

Mit den Knien prallte ich gegen herabhängende Bohlen, brachte sie auch ins Schaukeln und war froh, daß Narina auf der anderen Seite der schmalen Brücke versuchte, so etwas wie ein Gleichgewicht herzustellen.

Was sich unter mir befand oder tat, konnte ich nicht einmal ahnen, denn der graue Dunst verdeckte alles. Er war wie ein Moloch, der alles verschlingen wollte. Ich trat mit den Füßen in den Dunst hinein und

sehnte mich nach einem Widerstand.

Ein Teil der Brücke schaukelte und schwang durch meine Bewegungen mit. Wenn jetzt irgendwelche Gegner erschienen, konnten sie mich abschießen wie eine Tontaube.

Das primitive Geländer war hart zusammengedreht worden.

Manchmal fühlte es sich an, als würde Metall über meine Handfläche reiben.

Ich hatte mich zu der wartenden Narina umgedreht. Sie stand in einer gespannten Haltung da, umweht von den dünnen Schwaden.

Mehr als die Hälfte der Strecke hatte ich hinter mich gebracht, mein Optimismus stieg dementsprechend an, als sich die junge Inderin plötzlich bewegte.

Es war eine typische Geste, die in mir augenblicklich ein Alarmsignal auslöste.

Eine Hand rutschte unter ihre Jacke, um einen bestimmen Gegenstand hervorzuholen.

Ich sah den Revolver mit dem langen Lauf und die Bewegung, wie er sich auf mich einpendelte. Obwohl das Gesicht der Frau hinter einem dünnen Dunstschleier lag, bekam ich mit, wie sich ihre Züge verzerrt hatten. Die Haut spannte sich, ein entschlossener Ausdruck war in ihrem Gesicht erschienen.

Mir brach der Schweiß aus. Wer einen Revolver zog, wollte schießen, der hatte ein Ziel.

In diesem Fall gab es nur eines – nämlich mich!

Mein Herz klopfte wie verrückt. Gleichzeitig ›sackte‹ es in Richtung Magengrube. Ich wollte sie ansprechen, nur schaffte ich das nicht, denn unsichtbare Hände schnürten mir die Kehle zu.

Vorhin hatte es nur eine Alternative für mich gegeben. Jetzt waren es plötzlich zwei.

Entweder bekam ich die Kugel, oder ich fiel ins Unbekannte. Im stillen verfluchte ich die Frau, in der ich mich so getäuscht hatte. Sie bewegte sich vom Geländer weg, um eine bessere Position zu bekommen. Noch immer wies die Mündung auf mich. Die Dunstschwaden ließen sie so aussehen, als würden kleine Pulverwolken aus dem offenen Rund hervordringen.

Ich holte tief Luft, und meine Augen weiteten sich noch mehr.

»Sag mal, bist du verrückt?«

»Halt den Mund!«

Die Antwort war deutlich und ließ keinen Zweifel an ihrer Entschlußkraft aufkommen.

Ein wenig hob sie den Arm an, korrigierte die Richtung. Ihr Gesicht veränderte sich zu einem breiten harten Fleck.

Dann schoß sie!

***

Der Dunst war nicht so stark, als daß er das bleiche Mündungsfeuer völlig erstickt hätte. Ich hatte es noch gesehen, und ich erwartete im selben Augenblick den Einschlag der Kugel, die mich aus dem Leben riß.

Das passierte nicht!

Statt dessen war das Blei an mir vorbeigehuscht, und ich hing nach wie vor zitternd über dem verdammten Abgrund. Das Echo des Schusses hatte sich angehört wie ein scharfes Husten, aber ich war von dem Geschoß nicht erwischt worden.

Absicht? Zufall? Würde Narina es noch einmal versuchen, weil sie sich erst hatte einschießen müssen?

Das Lachen paßte nicht dazu. Nicht Narina hatte es ausgestoßen, hinter mir im grauen Dunst war es zu hören. Es klang schäbig, aber auch so, als würde die Person, die es ausgestoßen hatte, nicht aufgeben.

»Beeil dich, John!«

Ich stellte keine Frage mehr. Dafür stand Narina sprungbereit auf der Hängebrücke und bewegte nur ihren Kopf in verschiedene Richtungen, um herauszufinden, ob noch irgendwelche Feinde in der Nähe lauerten, um anzugreifen.

Nichts tat sich mehr. Nur der Dunst kroch wie eine Masse aus schleichenden Geistern über die Bohlen der Brücke. Narina steckte die Waffe ein, weil sie mir helfen wollte, auf die Bohlen zu klettern.

Das war auch verdammt nötig geworden, denn meine malträtierten Schultern hätten den harten Zug kaum ausgehalten. Es kam mir vor, als wären die Arme dabei, abgelöst zu werden.

Auf den Knien blieb ich hocken und hob den Kopf ein wenig an.

Vor mir standen die Beine der Inderin wie zwei Säulen, und wieder einmal mußte ich ihr Abbitte leisten.

Narina half mir in die Senkrechte. Ich schaute ihr ins Gesicht. Bei mir erkannte sie die Frage nach einer Erklärung.

»Wir haben Glück gehabt, John, daß er noch einmal verschwunden ist. Großes Glück.«

»Wer, zum Henker?«

»Der Beinlose!«

Ich wollte zurückgehen. Mir fiel im letzten Augenblick ein, daß dafür der Platz zu schmal war. »Was?« flüsterte ich. »Was hast du da gesagt?«

»Glaubst du mir nicht?«

»Es fällt mir zumindest schwer.«

Ich deutete mit beiden Armen in verschiedene Richtungen. »Verflucht noch mal, hier ist überall Nebel. Wie kannst du ihn erkannt haben? Du mußt einer Täuschung…«

»Glaub mir, John. Er war nahe genug.« Sie fügte ihren Worten ein

heftiges Nicken zu. »Es war der beinlose Götze, und er schwebte durch die Luft.«

»Dann weiß er Bescheid!« flüsterte ich.

»Überrascht dich das? Du hast mir erzählt, was du vorhast. Du darfst ihn auf keinen Fall unterschätzen. Er ist überall und nirgends, er ist ein Phänomen. Nicht grundlos wird er von sehr vielen Menschen verehrt und schon als Gott angesehen. Hast du das alles vergessen?«

»Das nicht. Ich werde nun wieder direkt daran erinnert.« Ich räusperte mich. »Dann muß ich dir danken, Narina. Schon wieder einmal.«

Sie winkte ungeduldig ab. »Laß es sein. Es ist nur wichtig, daß wir die Brücke verlassen.«

»So sehe ich das auch.« Wir sprachen es nicht aus, aber wir dachten beide daran, daß der Beinlose es noch einmal versuchen würde.

Möglicherweise hatte er auch Helfer mitgebracht.

Narina setzte ihren Hut fester. Es war eine Geste der Entschlossenheit, als wäre sie sich erst jetzt darüber klargeworden, daß sie nichts mehr aufhalten konnte.

»Woher hast du den Revolver?« erkundigte ich mich noch.

»Er lag im Jeep.«

»Okay.«

Wir nahmen unsere Wanderung auf, die natürlich nicht ungefährlich war. Immer wieder mußten wir damit rechnen, daß sich Lücken auftaten oder irgendwelche Bohlen so lose hingen, daß sie unser Gewicht nicht aushalten konnten.

Deshalb schleiften unsere Handflächen auch über die Seile rechts und links entlang, und gleichzeitig hielten wir Ausschau nach irgendwelchen Gegnern.

Der Beinlose zeigte sich nicht. Auch von der Brücke her wurden wir nicht angegriffen. Dabei rechnete ich mit dem Erscheinen irgendwelcher Männer, die auf der Seite des Götzen standen. Dann wäre ich mir tatsächlich vorgekommen wie Indiana Jones ohne Peitsche.

Da wir an verschiedenen Seiten der Hängebrücke hergingen, glichen wir die Schwankungen einigermaßen aus. Natürlich hing das Gebilde zur Mitte hin durch, diese tiefe Stelle aber lag bereits hinter uns, denn der Weg führte wieder bergan.

»Wir sollten es bald geschafft haben, John.« Narinas Stimme klang wieder optimistisch.

»Das kann ich nur hoffen.«

Narina hatte vom Spielplatz des Teufels gesprochen, und so war mir die Schlucht auch vorgekommen. Aber jeder Spielplatz besitzt einen Anfang und ein Ende.

So war es auch hier. Mir kam es vor, als wäre der Dunst dünner

geworden, jedenfalls verteilte sich in ihm eine gewisse Helligkeit, die nur von den Strahlen der Sonne herstammen konnte. Bisher war sie versteckt gewesen.

Auch Narina freute sich. Sie drehte den Kopf nach links, als sie sagte: »Wir haben es bald geschafft, John. Keine Sorge.«

»Solange ich dich als Schutzengel in meiner Nähe weiß, fürchte ich mich nicht.«

Da mußte sie lachen.

Es waren nur wenige Yards bis zum Ende der Brücke. Aber es fehlten an einer Stelle zwei Bohlen, das heißt, eine war verschwunden, die andere brach unter meinem Gewicht zusammen, als ich sie mit dem rechten Fuß belastete.

Zum Glück hatte ich das rechte Bein belastet und konnte mich wieder fangen.

Tief holte ich Luft. Narina hatte mir zugeschaut und sah den Schweiß auf meiner Stirn. »Kleiner Schreck zum Schluß«, bemerkte sie spöttisch.

Wieder einmal bewunderte ich ihre Nervenstärke.

In den letzten Sekunden hatte ich auf meine Umgebung kaum geachtet. Jetzt fiel mir auf, daß wir den Spielplatz des Teufels hinter uns gelassen hatten. Zwar brannte die Sonne vom Himmel, aber die aus der Schlucht hervorwehenden Dunstschwaden waren doch sehr schwach geworden, und sie erinnerten mich nur mehr an sehr, sehr dünne Fahnen. Lieber Hitze ertragen, als noch länger über diese Brücke zu klettern.

Ich wischte mir mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

Narina hatte recht gehabt. Zwar war es nicht die normale Straße, über die wir gehen mußten, aber der staubige Weg erschien mir im Gegensatz zur klapprigen Bohlenbrücke wie der Pfad in den Himmel.

Die Brücke hatten wir hinter uns.

»Wie weit müssen wir noch bis zur Straße laufen?« fragte ich.

»Höchstens eine halbe Stunde.«

»Wie tröstlich.«

Narina lachte mich an. »Du kannst sagen, was du willst, John. Indien ist an Überraschungen nicht eben arm.«

»Muß ich mit weiteren rechnen?« Ich stellte die Frage, während ich langsam vorging. Es tat einfach gut, keine schwankenden Bohlen mehr unter den Füßen zu spüren.

Uns umfing eine heiße Backofenluft. Die Luft war nie klar, sondern stauberfüllt. Das Zeug legte sich auf unsere schweißnassen Gesichter und hinterließ dort eine rötlichbraune Schicht. Auch brannten die Körner wie Salzwasser in den Augen.

Ich war skeptisch, unser Ziel bis zur Dunkelheit erreichen zu können, aber Narina beruhigte mich. »Das packen wir schon. Du wirst sehen,

daß man anhält.«
»Hoffentlich der Richtige.«
»Wie meinst du das?«
Ich hob die Schultern. »Wenn ich davon ausgehe, daß du den Beinlosen gesehen hast, kann ich mir gut vorstellen, daß er uns auch weiterhin unter Kontrolle hält.«
»Zu sehen ist jedenfalls nichts.«
Da hatte sie recht. Die Sicht abseits der Schlucht war in der Tat ausgezeichnet. Meiner Meinung nach befanden wir uns in einem Hochtal, das mich an eine riesige Staubschüssel erinnerte. Das Tal und die Schlucht bildeten so etwas wie eine Wasserscheide. Es trennte den Dschungel mit dem feuchtheißen Klima von dieser trockenheißen Ebene. Der Zug rollte auf der anderen Seite der Schlucht seinem Ziel entgegen.
Mir fielen auch die wandernden Staubwolken auf, die schneller waren als wir und in der Ferne blieben. Sie gehörten zu den Lastwagen, die über die normale Straße rollten, und genau sie war unser Ziel.
Als Vergnügen empfand ich es nicht, über die Steine und Buckel zu wandern. Und immer wieder wühlten unsere schleifenden Schritte den Staub auf, der uns wolkenartig umschwebte.
Das Klappern der Wagen floß uns beinahe permanent entgegen; das Heulen der Motoren, das Donnern der Reifen, alles war vorhanden.
Ich stellte fest, daß sich hier einige Fahrer austobten. Auf der schnurgeraden Piste glaubten sie, ihre Fahrkünste zeigen zu müssen.
Auch Narina zog ein skeptisches Gesicht. »Die werden kaum anhalten, wenn wir winken.«
»Das schätze ich auch.«
»Was machen wir dann?«
»Wir stellen uns auf die Straße.«
Zuerst schaute sie mich an, als hätte ich etwas Schlimmes gesagt.
Dann aber nickte sie mir zu. »Gut, John, wenn du es riskieren willst.«
Ich tat es.
Im Augenblick war die Fahrbahn frei. Nur der Staub schwebte in der Luft.
Ich traute mich nicht bis ganz auf die Mitte, sondern blieb so stehen, daß ich mit einem schnellen Sprung den Rand erreichen konnte, was auch gut war, denn plötzlich donnerte ein Wagen heran, dessen Fahrer keine Rücksicht kannte.
Sie hockten zu zweit im Fahrerhaus. Ich glaubte schon, ihre grinsenden Gesichter zu sehen, dann waren sie vorbei. Ich saß in der Luft und fluchte so lange, bis mir ein Hustenanfall die Stimme erstickte.
»Soll ich es versuchen, John?«

Ich klopfte mir den Staub aus den Klamotten. »Glaubst du, daß du mehr Erfolg hast?«

Narina lächelte schief. »Als Frau?«

»Dann bitte.«

Sie tat es und nahm ungefähr den Standplatz ein, den auch ich mir ausgesucht hatte.

Wieder rumpelte ein Wagen heran. Er fuhr langsamer und verringerte sein Tempo weiter, als Narina mit beiden Händen winkte.

Kurz vor ihr hielt der Laster an.

»Ihr wollt mit?« So jedenfalls hörte sich seine Frage für mich an.

Narina sprach. Schon nach kurzer Zeit drehte sie sich zu mir um.

Andere Wagen passierten uns. Sie donnerten vorbei, und die Inderin mußte laut sprechen.

»Wieviel Geld hast du bei dir?«

»Nimmt er auch englische Pfund?«

»Der steckt alles ein.«

Als ich mit Pfundnoten winkte, nickte der Knabe. Wir konnten einsteigen. Allerdings nicht in sein Fahrerhaus, sondern auf die Ladefläche, die an der Rückseite offen wie ein großes Maul war. Geschützt waren nur die beiden Seiten.

»Ab geht's«, sagte ich und kippte um, weil der Wagen so plötzlich anfuhr. Zum Glück fiel ich nach hinten und relativ weich, denn ich federte am Gitter der zahlreichen Käfige ab, die die gesamte Fläche des Lastwagens einnahmen.

Hinter den Gittern tobten zahlreiche Hühner. Die Ladefläche war mit Geflügel voll beladen worden. Wahrscheinlich sollten die Tiere zum Markt nach Gaya gefahren werden.

Die Reifen wirbelten beim Drehen immense Staubwolken hoch.

Nicht nur sie allein quollen mir entgegen, hinzu kamen auch die stinkenden Abgase, die als dunkle Wolken über den Rand der Ladefläche gegen uns wehten. Sie stanken erbärmlich. Am liebsten hätte ich mir noch Filter in die Nasenlöcher gesteckt. Wenn wir sprechen wollten, mußten wir schreien, so groß war der Lärm des Auspuffs, der knatterte wie ein altes Maschinengewehr.

Narina hockte links von mir. Die Beine hatte sie angezogen, ihre Hände um die Knie gelegt. Mit leerem Blick starrte sie in den Staub.

»Hast du dich auch erkundigt, wie lange wir noch ungefähr unterwegs sein werden?«

»Ja. Eine gute Stunde, mehr nicht. Angeblich soll die Straße frei sein.«

»Ist sie das sonst nicht?«

Die junge Frau hob ihre Schultern. »Es kommt schon einmal vor, daß sie nach Unfällen gesperrt ist.«

»Viel Spaß.«

»Ruh dich aus, entspanne dich. Ich glaube, daß uns jetzt kaum etwas passieren kann.«

»Denkst du auch an den Beinlosen?«

»Immer.«

»Ihm traue ich nicht.«

Sie veränderte ihre Haltung und lehnte sich mit dem Rücken gegen einen der Käfige. »Klar, er wird alles versuchen, aber vielleicht sind wir doch schneller.«

»Mal sehen.«

Das Geflügel hatte sich noch immer nicht beruhigt. Es fühlte sich von uns Eindringlingen gestört. Ein heftiges Gegacker brandete in meinen Ohren. Die Hühner steckten in viel zu engen Käfigen.. Sie flatterten herum und verletzten sich dabei gegenseitig durch Schnabelhiebe. Am liebsten hätte ich die Tiere freigelassen.

Narina besaß tatsächlich gute Nerven. Ihr Gesicht zeigte den Ausdruck der Entspannung, und die Augen hielt sie halb geschlossen.

Irgendwie war sie zu bewundern. Was sie fertigbrachte, das schaffte ich nicht. Obwohl ich mich auch etwas kaputt fühlte, kam ich nicht umhin, die Straße zu beobachten.

Einen Vorteil hatte die Fahrt auf dem Lastwagen. Wir saßen nicht in der prallen Sonne. Uns schützte die Plane, und an den Staub hatte ich mich mittlerweile auch gewöhnt.

Wir hatten einen der Wagen erwischt, dessen Fahrer nicht so sehr aufs Tempo drücken konnte. Aus diesem Grunde wurden wir oft genug überholt. Und es waren nicht nur Transporter, die uns ihren Staub entgegenschleuderten, sondern auch normale Personenkraftwagen – zumeist ältere Modelle, die viel zu schnell fuhren. So schnell wie auch ein Motorradfahrer, der auf einer uralten Harley Davidson hockte und unter Helm und Gesichtsmaske kaum zu erkennen war. Er sah aus wie ein Klumpen mit Kopf und war umgeben von einer rötlichgelben Staubwolke, die ihn immer begleitete.

Er raste vorbei.

Ich wußte selbst nicht, weshalb mich der Motorradfahrer so interessierte. Vielleicht weil er der einzige war, der uns bisher überholt hatte.

Man darf sich die Straße nicht so vorstellen wie eine Fahrbahn in Europa. Auch wenn sie zur besseren Kategorie zählte, wies sie genügend Unebenheiten und Schlaglöcher auf, um uns durchzuschütteln wie auf einem Rüttelsieb.

Narina faßte mich an. Ich drehte den Kopf und sah sie lächeln.

»Versuche zu schlafen, John.«

»Ich kann nicht.«

»Du wirst in Gaya noch genügend zu tun haben, das kannt du mir glauben.«

»Damit rechne ich auch. Ich wollte dich jedoch fragen, was mit dir ist.«
»Ich bleibe an deiner Seite.«
»Nein, du…«
»Sag nicht, daß es zu gefährlich ist. Was soll ich sonst dort unternehmen?«
»Das weiß ich nicht.«
»Eben. Deshalb wirst du es schwer haben, mich loszuwerden, John. Nein, wir werden Gaya zu zweit durchforsten, darauf kannst du dich verlassen. Außerdem kenne ich mich in der Stadt aus, im Gegensatz zu dir.«
»Das stimmt.«
»Ich werde fit sein, John. Versuche du es auch.«
»Mal schauen.« Ihre Hand rutschte von meiner weg, und sie legte sie wieder auf ihren Bauch.
Ihre Ruhe hatte ich nicht. Ich war nach wie vor der Ansicht, daß noch etwas passieren konnte. Und da wollte ich mich nicht überraschen lassen. Ein Wesen wie der Beinlose gab nicht auf, der behielt alles unter Kontrolle.
Auf der linken Straßenseite tuckerten wir relativ gemächlich dahin. Mir wäre eine schnellere Fahrt lieber gewesen, aber ich konnte dem Fahrer nichts vorschreiben.
Hinter mir in den Käfigen war es etwas ruhiger geworden. Auch die Hühner hatten sich an die zweibeinigen Gäste gewöhnt.
Staub, Staub und Staub!
Er war einfach überall. Er drang durch jede Ritze. Er klebte in meiner Nase, und ich hatte den Eindruck, ihn niemals mehr loszuwerden. Dazu kam die Hitze, die ich als Europäer vor allen Dingen nicht im Winter gewohnt war. Auch meine Kleidung bestand nur mehr aus diesem rötlichen Zeug.
Ich dachte an Mandra und Suko, wie es ihnen wohl ergangen sein mochte. Waren sie in Gaya angekommen. Wenn ja, auch lebend?
Diese Frage stellte ich mir immer und immer wieder. Gerade für Suko war es wichtig, die heilige Stätte aufzusuchen, um mit dem Geist des großen Religionsstifters in Kpntakt treten zu können. Dabei stand nicht fest, ob sein Wirken auch von einem Erfolg gekrönt war.
Obwohl ich hatte wach bleiben wollen, senkte sich doch Müdigkeit in meine Knochen. An das Schütteln und Rütteln hatte ich mich ebenfalls gewöhnt. Die Fahrt verlief zudem langsamer, weil der Wagen eine nicht unbeträchtliche Steigung nehmen mußte.
Dann war es passiert. Mir fielen tatsächlich die Augen zu, ich sackte weg, schreckte jedoch auf, als ich den Lärm eines starken Motors hörte.
Unwillkürlich duckte ich mich, als ich das Monstrum dicht vor mir

sah.

Ein sehr großer Lastwagen hatte sich herangeschoben. In Greifweite schien er sich unserem Fahrzeug genähert zu haben. Es sah so aus, als brauchte ich nur meine Hand auszustrecken, um das andere Fahrzeug anfassen zu können.

Neben mir bewegte sich Narina. Sie lächelte kurz, bevor ihr Gesicht wieder eine gewisse Anspannung bekam. Dann deutete sie auf den sehr dicht aufgefahrenen Wagen. Ihrem Gesicht entnahm ich, daß er ihr nicht gefiel.

Es war kaum etwas zu erkennen, weil zwischen den beiden Wagen der dicke Staub hochquoll. Allerdings sahen wir die Frontscheibe und dort zwei blankere Ausschnitte, über die Scheibenwischer hinweggefahren waren.

Dahinter tauchten ab und zu die Gesichter von zwei Männern auf.

Sie wirkten auf uns wie teigige Flecken.

»Der soll überholen!« schrie Narina.

»Sag ihm das mal.«

Sie schüttelte nur den Kopf.

Mir gefiel es auch nicht, daß der Wagen so dicht hinter uns blieb und auch langsamer wurde, denn wir verloren weiter an Tempo. Es sah so aus, als müßte unser Fahrer anhalten.

»Was ist da los?«

Ich hob die Schultern, machte mich aber bereit, von der Ladefläche zu klettern, denn wir rollten tatsächlich aus und standen schließlich still.

Jetzt hätte der Wagen hinter uns die Chance gehabt, vorbeizufahren. Das geschah nicht. Auch er hatte gebremst.

»John, das gibt Ärger!«

»Das befürchte ich auch.« Ich stand bereits sprungbereit. »Bleib du hier, Narina.«

»Was hast du vor?«

»Ich rede mit dem Fahrer.«

»Ist gut.«

Ein Sprung brachte mich auf die Fahrbahn. Ich lief am Wagen vorbei und erreichte das Fahrerhaus, das nicht mehr besetzt war, denn der Mann hatte es verlassen und stand mit dem Motorradfahrer zusammen, der uns vor kurzem überholt hatte.

Dessen Maschine lag im Graben. Beide Männer lamentierten. Was genau vorgefallen war, wußte ich nicht, wollte aber wissen, wann die Fahrt etwa weiterging und näherte mich den beiden Männern, nicht ahnend, daß ich diesmal direkt in die Falle getappt war und sie leider hinter mir zuschnappte…

***

Narina glaubte ebenfalls an die Gefahr. Kaum hatte John Sinclair den Wagen verlassen, da verdichtete sich das Gefühl noch mehr und wurde zu einem regelrechten Druck.

Sie kniete jetzt, hatte die Waffe gezogen, hielt sie aber so verborgen, daß die anderen sie nicht sehen konnten. Die Männer im anderen Wagen bewegten sich hektisch. Sie schienen ihren Spaß zu haben und winkten ihr sogar zu.

Narina grüßte nicht zurück.

Was John Sinclair tat, wußte sie nicht. Es gefiel ihr nicht, plötzlich so allein zu sein, außerdem wurde der Gedanke an den beinlosen Götzen immer stärker.

Was die Kerle im Fahrerhaus vorhatten, war ihr unklar. Sie benahmen sich wie Hampelmänner und nicht wie normale Menschen. Einer öffnete das Fenster, rief ihr etwas zu, der andere schlug mit den flachen Händen gegen seine Stirn.

Ein Manöver der Ablenkung?

Narina rechnete mit allem. Sie gab ihre hockende Lage auf, stellte sich hin, und genau das war ihr Fehler. Von ihr ungesehen und über den Boden kriechend hatten Männer die Ladefläche des Wagens verlassen und sich im toten Winkel zwischen den beiden Fahrzeugen versteckt.

Plötzlich schnellten sie hoch.

Sie waren zu viert und wahnsinnig schnell. Narina kam zu keinem Schuß. Ein harter Gegenstand traf ihr Gesicht und schleuderte sie nach hinten. Sie prallte gegen einen Käfig, die Hühner fingen an zu toben, vielleicht auch deshalb, weil sie die beiden grau gekleideten Gestalten sahen, die sich blitzschnell auf die Ladefläche geschwungen hatten und über Narina herfielen.

Nicht einmal einen Warnschrei konnte sie ausstoßen, denn eine schmutzige Schwielenhand preßte sich auf ihren Mund und erstickte den Schrei bereits im Ansatz.

Der andere hockte wie ein dicker Gnom auf ihrem Körper, während der erste die Hand hob.

Übergroß sah Narina die Faust.

Vergeblich bäumte sie sich unter dem Druck des Körpers auf, die Faust war schneller.

Es traf sie wie ein Blitzstrahl, der ihr Bewußtsein auslöschte. Die Männer nickten sich zu. Dann packten sie den erschlafften Körper, schleuderten ihn über die Ladeklappe, wo er von den anderen aufgefangen wurde.

Danach ging alles blitzschnell. Sie huschten mit der Leblosen am Wagen entlang und verstauten Narina auf der Ladefläche ihres Fahrzeugs. Dann starteten sie.

***

Der Motorradmensch und unser Fahrer brüllten sich gegenseitig an.

Dabei gestikulierten sie noch wie zwei orientalische Händler, die sich gegenseitig übers Ohr hauen wollten, wo aber niemand nachgab. Ich verstand nicht, was sie sagten, nur unser Fahrer spuckte einmal aus, was den anderen wütend machte.

Es sah so aus, als wollte er dem Mann an die Kehle springen, überlegte es sich im letzten Augenblick anders und ging zu seiner Harley, die er hochstemmte, anwarf und sich auf den Sattel schwang, als der Lastwagen hinter dem unseren ebenfalls anfuhr.

Noch vor ihm kam der Motorradfahrer weg. Ich wunderte mich über die Geschwindigkeit, die der fremde Truck bekam, dachte kurz nach und brachte beide Startvorgänge in einen Zusammenhang, wobei mich noch ein heißer Schreck durchzuckte.

Das war keine Zufallsszene. Dies alles hier war unwillkürlich herbeigeführt worden, und ich war darauf reingefallen.

Der Fahrer schüttelte den Kopf, als er sich umdrehte, um wieder einzusteigen.

Ich aber rannte wie ein Gejagter an die Rückseite des Wagens und rief Narinas Namen.

Keine Antwort.

Schwarzblaue Auspuffgase strömten mir entgegen, als der Mann sein Fahrzeug startete. Bevor er Geschwindigkeit bekam, sprang ich hoch, klammerte mich an der Ladekante fest, wurde noch ein Stück mitgeschleift und schaffte es schließlich, auf die Fläche zu klettern, wo die Hühner wie irre in ihren Käfigen tobten.

Ich entdeckte einen Revolver, aber keine Spur von der Person, der die Waffe gehört hatte.

Narina war nicht mehr da!

Das Blut schoß mir in den Kopf. Ich hätte schreien und toben können, aber es hatte keinen Sinn. Schließlich war es mein Fehler gewesen. Wir hatten uns einfach zu sicher gefühlt und uns auch auf unsere Kräfte verlassen.

Die Raffinesse der anderen war besser gewesen, zusammen mit einem durchdachten Plan.

Vor Wut trommelte ich mit der Faust gegen die Ladekante und schrie meinen Ärger hinaus, was allerdings auch nichts brachte, denn niemand konnte mich hören.

Für einen Moment schloß ich die Augen. Zusätzlich verbarg ich mein Gesicht hinter beiden Händen.

Sie hatten das Mädchen, und sie hielten jetzt einen verdammt guten Trumpf in der Hand. Ich mußte zugeben, daß ich den Beinlosen unterschätzt hatte.

Wütend und doch hilflos starrte ich in den rötlichen Staub, der in der Hitze tanzte. Auf einmal malte sich dort eine Gestalt ab.

Ein fliegender Mensch – der Beinlose!

Wie von einem Schwall Wasser getragen, kam er für einen Moment dicht an den Wagen heran, so daß ich sogar sein feistes Grinsen auf den Lippen erkennen konnte.

Bevor ich eine Hand auf dem Griff der Beretta liegen hatte, war er wieder verschwunden.

Ich war gewarnt worden, denn mit seinem Erscheinen hatte er mir gezeigt, wer hier die Fäden in der Hand hielt…

***

Gaya!

Endlich war ich in der Stadt Buddhas, an dem vielen Menschen heiligen Ort, und ich befand mich zudem im Zentrum, denn der Mann war in die Altstadt gefahren, wo er sein Geflügel abladen wollte, damit es auf dem Markt angeboten werden konnte.

Der Händler hatte schon auf ihn gewartet und ihn mit einer Flut von Schimpfworten begrüßt.

Währenddessen war ich klammheimlich von der Ladefläche geklettert und am Rand des Marktes stehengeblieben.

Selbstverständlich hatte ich auf dem Rest der Strecke meine Augen offengehalten und nach dem großen Truck Ausschau gehalten. Daß wir ihn überholten, war unwahrscheinlich gewesen. Ich hatte darauf gehofft, ihn irgendwo am Rand der Straße entdecken zu können, leider war diese Hoffnung geplatzt wie eine Seifenblase.

Es war später Nachmittag. Noch immer brannte die Sonne. Vom nicht weit entfernten Fluß trieben Dunstschleier durch die Hitze.

Auch die Mauern strahlten die Wärme ab. Nie hatte ich sie während des vergangenen Tages so intensiv empfunden wie in dieser Stunde, als ich inmitten des Trubels stand und mich umschaute.

Wenn ich mich nach links drehte, über den Marktplatz hinwegschaute, dann fiel mein Blick gegen einen Hang, in und an den Häuser gebaut waren. Dahinter lag das andere Gaya.

Die Neustadt, eine Ansammlung zahlreicher hoher Häuser, deren Skyline an einigen Stellen durch alte Tempel unterbrochen worden war.

Da oben also lagen zahlreiche Betstätten. Ich stellte mir die Frage, ob ich dort auch das Grab Buddhas und damit meine Freunde finden konnte.

Ich mußte fragen und dachte darüber nach, was man mir wohl antworten würde, wenn sich ein Fremder nach der heiligen Stätte erkundigte. Daß der Beinlose und seine Diener damit beschäftigt waren, die Stadt einzunehmen, davon merkte ich nichts. Das quirlige Leben lief normal ab, jedenfalls nach meinem Geschmack.

Zwei Männer zogen im Schweiße ihres Angesichts einen mit Gemüse

beladenen Karren hinter sich her. Da ich ihnen im Weg stand, ging ich zur Seite.

In der Nähe hockten zwei in Trance versunkene Männer auf dem Steinboden. Daß die heiße Sonne auf ihre nackten Oberkörper brannte, machte ihnen nichts aus. Sie besaßen kein Gramm Fett zuviel und schienen irgendwo alterlos zu sein.

Auch als ich an ihnen vorbeiging, hoben sie keinen Blick. Die Umgebung interessierte sie nicht.

Die Stadt war fremd für mich. Ich konnte mich in dem Gewühl totsuchen, ohne eine Spur von Mandra und Suko zu finden. Meine Helferin Narina war mir genommen worden, auf sie konnte ich mich nicht mehr verlassen. Ich kannte auch keine Anlaufstelle, und nach Europäern hielt ich vergeblich Ausschau.

Ich war der einzige, der sich auf dem Markt verirrt hatte.

Zudem wußte ich nicht, ob Mandra Korab hier in Gaya bekannt war. Ich jedenfalls hatte mit ihm über das Thema nicht gesprochen.

Wenn ich zu offen nach dem beinlosen Götzen fragte, machte ich mich erstens verdächtig und lief zweitens Gefahr, schon früh erkannt zu werden. Dann konnte sich die andere Seite auf mich einstellen und ihre Helfer alarmieren. Wie ich es auch drehte und wendete, ich fand keinen Weg, um ans Ziel zu gelangen.

Die Hitze drückte. Ich schwitzte unter meiner Kleidung. Meine Schritte waren schleppend, die Nachwirkungen dieser verdammten Hängefolter hatte ich noch nicht verdaut. Außerdem brannte meine Mundhöhle. Ich verspürte einen wahnsinnigen Durst. Daran trug auch der Staub einen Großteil der Schuld, den ich geschluckt hatte.

Irgendwo mußte ich Wasser herbekommen, nur nicht aus einem der offenen Brunnen, wo die Einheimischen sich das Wasser holten. Das wäre für einen europäischen Magen nicht gerade angenehm gewesen.

Dennoch zog mich der Brunnen an. Dort konnte ich mich zumindest reinigen, denn das taten auch andere. Es war mir egal, ob sie meine Waffen sahen, ich zog die Jacke aus und ließ das Wasser, das aus dem Maul eines Fabeltieres rann, über meine Arme strömen.

Auch wenn es nur lauwarm war, es erfrischte mich dennoch.

Aus den Augenwinkeln beobachteten mich die anderen Wäscher.

Sie sagten nichts. Die meisten der Blicke streiften ziemlich gleichgültig über mich hinweg.

Ich schaute zu, wie das Wasser an meinen nackten Armen abperlte. Es verbreitete auch Frische. Neben mich drängte sich eine schmale Gestalt. Der Oberkörper war nackt. Um den Hals geschlungen hatte sich der Mann ein grünes Tuch. Auf seinem Hinterkopf wuchs dunkelbraunes, krauses Haar, aber nur dort.

Seltsam, dieser Mann interessierte mich plötzlich. Auf meinem Nacken spürte ich das Kribbeln, und ich schaute nach rechts, wo der

Fremde stand, das Wasser in die Mulde seiner zusammengelegten Hände fließen ließ und es dann trank.

Er schlürfte die Flüssigkeit, spülte sich den Mund aus, dann legte er den Kopf zurück und trank.

Irgend etwas störte mich an ihm, und ich hatte den Eindruck, daß ich ihn nicht zum erstenmal sah. Ich hatte ihn schon an einem anderen Ort kennengelernt.

Aber wo?

Als der Fremde seine Zunge aus dem Mund streckte, da funkte es bei mir. Natürlich, das war der heilige Mann aus Benares, der uns die Spur nach Gaya gezeigt hatte.

Wegen der zahlreichen neuen Eindrücke war ich so durcheinander, daß ich erst jetzt Bescheid wußte. Ich wollte ihn ansprechen, was er auch spürte. Er nickte nur, und dann deutete er mit dem Kopf zur Seite, ein Zeichen, daß ich ihm folgen sollte.

Ich stellte mich normal hin und schaute ihm nach. Er ging, und er schwebte zugleich. Jetzt fiel mir auch der Name wieder ein. Er hieß Rifa und war selbst in Indien etwas Besonderes. Er hatte sich die Zunge durchtrennt und danach beide Hälften wieder festgedrückt.

Eine unwahrscheinliche und irre Leistung.

Er war nicht mit uns in den Zug gestiegen. Daß er sich jetzt hier aufhielt, bewies mir, wie nahe ich einer Lösung war. Ich rechnete auch damit, daß er mir sagen würde, wo sich meine beiden Freunde Suko und Mandra aufhielten.

Ich behielt ihn unter Kontrolle, ließ ihm zwar einen großen Vorsprung, aber nicht so groß, daß ich ihn hätte aus den Augen verlieren können. Zudem tat er mir den Gefallen und ging vom Marktplatz weg, denn das Gewühl störte ihn ebenso wie mich.

Wir schritten über einen kleinen Lagerplatz, der mit leeren Kisten und Kartons übersät war. In ihnen war die Ladung herbeigeschafft worden. Der Mann verschwand plötzlich im Eingang eines braunen, eher schmalbrüstigen und nicht sehr hohen Hauses. Das roch nach einer Falle. Ich folgte ihm trotzdem und tauchte mit eingezogenem Kopf in die Kühle eines schmalen Raumes, der nur ein Fenster besaß. Es lag zur Rückseite hin. Durch die Öffnung sickerte ein fahler Sonnenschein.

Rifa hatte sich gesetzt. Er hockte im Lotossitz auf einem weichen Kissen. Neben ihm stand ein junges Mädchen und reichte ihm eine Schale mit Tee.

Mein Mund zog sich zusammen.

Rifa flüsterte der Kleinen etwas zu, die rasch hinter einem Vorhang verschwand.

»Sie wird dir etwas bringen.«

»Danke«, krächzte ich.

»Du darfst dich auch setzen.«

Wie für mich bestellt, stand ein Stuhl an der Wand. Ich zog ihn heran, ließ mich nieder und wartete auf den Tee, den das junge Mädchen sehr bald brachte.

In der Schale befand sich ungefähr die dreifache Menge von dem, was Rifa trank.

Ich löschte meinen Durst. Vor allen Dingen ließ ich mir Zeit und trank nicht so hastig. Der Tee war lauwarm. Er spülte meinen Mund aus und schmeckte wie Medizin. Doch er tat sehr gut und holte einen Teil meiner Lebensgeister zurück.

Ich trank die Schale leer, stellte sie ab und nickte Rifa zu, der ebenfalls seinen Kopf bewegte. In dem von langer Askese gezeichneten Gesicht fiel der Mund kaum auf. Leben verrieten nur mehr die Augen.

»Du hast den Weg also gefunden«, stellte er fest und machte einen zufriedenen Eindruck, als ich dies bestätigte.

»Habt ihr auf mich gewartet?«

»Ja, deine Freunde und ich.«

»Dann haben sie es geschafft?«

»So ist es.«

Ich mußte mich anstrengen, um ihn verstehen zu können, obwohl er Englisch sprach, es jedenfalls versuchte.

»Wo kann ich sie finden?«

Er winkte mit beiden Händen ab und erklärte mir, daß Eile nicht gut war und noch nie gut gewesen ist.

Ich widersprach indirekt. »Rifa, ich suche nicht nur sie, sondern eine Frau, die mich begleitet hat und die entführt worden ist. Die Diener des beinlosen Götzen haben uns unterwegs aufgehalten und Narina entführt. Es wird Zeit, ich will sie wiederfinden.«

»Das wirst du.«

»Was macht dich so sicher?«

»Weil es für sie nur einen bestimmten Ort gibt, an den man sie bringen kann.«

Das hörte sich schon gut an. Ich sah keinen Grund, dem Mann zu mißtrauen. Nur daß er so viel Zeit hatte, mächte mich nervös. Ich kam mir vor wie unter einem Ultimatum stehend.

»Ich muß dir etwas erklären.«

»Bitte.«

In der folgenden Zeit hörte ich, daß es um eine Nachfolge des großen Buddha ging. Außer Rifas Partei gab es noch eine.

»Die andere Partei wird von dem Beinlosen angeführt?« fragte ich sicherheitshalber nach.

»Ja. Er und seine Männer sind meine Feinde. Sie sind immer hinter mir her.«

»Auch jetzt?«

»Ich muß damit rechnen.«
»Aber du weißt auch, wo sich Mandra Korab und Suko aufhalten, nicht wahr?«
Rifa nickte. »Sie haben den Weg zu den alten Totenstädten gefunden und warten dort.«
»Wie finde ich hin?«
»Ich werde dich hinführen. Es ist am Ortsrand. Nur dort kann es zum Kampf um die Herrschaft kommen. Es ist nicht sicher, ob jemand gewinnt. Vielleicht will es der Geist des großen Buddha auch nicht, daß einer von uns die Nachfolge übernimmt. Du mußt wissen, daß nach unserem Glauben die Reihe der Buddhas, von denen nie zwei zur selben Zeit auftreten können, in Vergangenheit und Zukunft unendlich ist. Es wird also immer wieder einen Buddha geben.«
»Wer ist es jetzt?«
»Ein sehr weiser Mann. Er hat bereits die Weihen zu den höheren Stufen empfangen. Ihm wird es auch gestattet sein, einen Blick ins Nirwana zu werfen. Er wird nicht mehr lange leben, deshalb hat er um seine Nachfolge gebeten.«
Ich nickte einige Male, um zu unterstreichen, daß ich mittlerweile alles begriffen hatte. Jetzt konnte ich auch verstehen, daß sich die beiden Parteien bekämpften.
Eine wichtige Frage brannte mir noch auf der Zunge. Ich wollte wissen, wie er mich gefunden hatte.
»Deine Aura wies mir den Weg.«
»Wie bitte?«
»Ich spüre, wenn jemand ein Auserwählter ist. Du zählst dazu, in deiner Nähe befindet sich die Heilige Silbe.«
»In der Tat, das stimmt.«
»Deshalb habe ich dir das Vertrauen entgegengebracht. Ich kenne keinen Menschen außerhalb unseres Landes, der sonst noch die Heilige Silbe besitzt und der auch in der Lage ist, sie auszusprechen. Ich gehe noch weiter, denn ich hoffe auf dich. Ich hoffe darauf, daß es die Heilige Silbe möglich macht, das Böse zu vertreiben. Es darf dem beinlosen Götzen nicht gelingen, den Thron zu besteigen. Vieles wäre dann verloren, wir müßten wieder von vorn beginnen.«
Ich hatte begriffen und zeigte es ihm durch mein Nicken an. »Gehen wir jetzt?«
»Ja, wir machen uns auf den Weg zur Totenstadt. Dort warten deine Freunde.«
»Und wie geht es ihnen?«
Rifa deutete ein Lächeln an. »Wie soll es ihnen schon gehen? Sie haben alle Gefahren überstanden und den Tag in der Kühle der Gräber abgewartet.«
»Auch nicht gerade angenehm«, murmelte ich und wollte mich nicht

beschweren.

Der ›heilige‹ Mann erhob sich mit einer geschmeidigen Bewegung.

Das junge Mädchen sah ich nicht mehr. Es hätte eine Schwester von Narina sein können.

Wir traten wieder in die Hitze. Die Sonne war weitergewandert und tiefer gesunken. Sie hatte eine andere Farbe bekommen. Ein beinahe schon blutiges Rot überzog den Himmel, als hätte ein furchtbarer Dämon seinen Atem ausgehaucht.

»Wohin?«

Rifa wartete mit einer Antwort. Sehr wachsam schaute er sich um.

Danach hob er den Arm und deutete in Richtung Altstadt und Fluß.

»Dort finden wir die Stätten der Toten, die alten Gräber, wo die Geister der Weisen durch alte Mauern schweben und Grüße aus anderen Welten schicken. Dort und nur dort, wird sich alles entscheiden…«

Er ging und schaute nicht einmal nach, ob ich ihm auch folgte.

***

Die Fahrt in die Stadt Gaya hatte Narina wie einen bösen Alptraum erlebt. Sie hatte kaum etwas gesehen und nur die Geräusche gehört.

Vier Bewacher umhockten sie, zudem versperrten ihr Planen die Sicht. Nur durch gewisse Spalten sickerte noch Helligkeit.

Narina lag auf dem Rücken. Sie hatten ihr einfach keine andere Chance gelassen. Es war eine Demütigung für sie, gegen die Beine der Bewacher zu schauen, und sie wagte nicht, auch nur mit einer Wimper zu zucken. Aus Angst, daß die Kerle die Bewegung falsch verstehen konnten und einfach zutraten.

Dieser Wagen besaß eine bessere Federung als der erste. Trotzdem schaukelte er über den unebenen Boden und schwankte manchmal wie ein Floß auf hoher See.

Der Staub fand überallhin seinen Weg und legte sich auf die Gesichter.

Obwohl jede Minute den Tod versprechen konnte, dachte sie auch an ihre Zukunft. Wie sollte es weitergehen? Narina ging davon aus, daß die Diener des Beinlosen kein Pardon kannten. Sie waren auf ihr Ziel fixiert, sie würden es immer wieder versuchen und brachten jeden um, der sich ihnen in den Weg stellte.

Nur war ihnen die junge Inderin bisher nicht in die Quere gekommen. Allein die Tatsache, daß sie John Sinclair begleitet hatte, war für ihre Lage verantwortlich.

Über sie hinweg unterhielten sich die Schwarzgrauen mit Flüsterstimmen. Sie sprachen von der großen Stunde, die sehr bald eintreffen würde. Sie redeten über einen Umbruch, der das Land religiös erschüttern würde, wobei die Stadt Gaya der Ausgangspunkt

sein sollte. Dort war alles vorbereitet, und es würde auch Blut fließen, wenn die Feinde sich ihnen in den Weg stellen sollten.

Das alles hörte sich nicht gut an, denn Narina zählte zu den Feinden des Beinlosen.

Was konnte John Sinclair tun?

Nicht viel. Die Verfolgung übernehmen. Und dann? Er hockte in einem Fahrzeug, das längst nicht mit der Geschwindigkeit daherrollen konnte wie der Wagen ihrer Entführer. Er würde zwangsläufig zurückbleiben müssen, da gab es einfach keine andere Möglichkeit, und Narina machte sich da auch keine Illusionen.

Der Motorradfahrer fuhr noch immer voran. Sehr oft hörte sie den Motor der Maschine. Sehen konnte sie nichts. Dennoch erwachte in ihr allmählich der Eindruck, daß sich die Geräusche außerhalb des Wagens veränderten. Sie waren nicht mehr so weitläufig und wirkten viel kompakter, als wären sie von Wänden zurückgeworfen worden.

Hatten sie Gaya erreicht?

Gern hätte sie den Kopf gehoben, aber die über ihr schwebenden Gesichter versprachen ihr den Tod, wenn sie es auch nur wagte, sich falsch zu bewegen.

Der Fahrer mußte die Kurven enger nehmen. Die Straßen waren jetzt schmaler geworden. Die Echos klangen anders. Auch Stimmen wehten in sie hinein.

Gaya war erreicht.

Narina kannte die Stadt. Sie stellte sich die Einfahrt vor ihrem geistigen Auge vor. Da gab es eine Oberstadt und die Altstadt.

Dort spielte sich das wahre Leben ab. Alles, was im neuen Teil lief, wirkte wie ein schlecht durchgeführter oberflächlicher Anstrich. Das wahre Leben brodelte in der Unterstadt. Dort ballten sich die Rätsel zusammen, da konzentrierte sich das noch orientalische, märchenhafte Indien, so wie es auch heute noch von vielen Fremden angesehen wurde. Wenn sie dorthin kamen, wurden sie nicht enttäuscht.

Aber Gaya war nicht Bombay, Delhi oder Kalkutta. Die Angriffe der Touristen erlebte die Stadt nicht. Hier war man unter sich und wollte auch unter sich bleiben. Fremde fielen auf, man stellte sich ihnen entgegen. Also würde auch ein Mann wie John Sinclair auffallen, und die Chance zur Befreiung reduzierte sich auf ein Minimum.

Die Entführer hatten auf Fesseln verzichtet. Sie waren von sich so überzeugt, daß sie so etwas nicht brauchten, und Narina mußte ihnen recht geben. Es gab überhaupt keinen Grund, sie zu fesseln, eine Chance hatte sie ohnehin nicht.

Stoppen, anfahren, das Rucken, das Hin und Her, mal zurücksetzen, all dies zeigte ihr, daß die Altstadt das Fahrzeug geschluckt hatte wie ein massiger Bauch. Hier mußte man die Straßen einfach als Gassen bezeichnen, und hier bestand der Untergrund aus einem unebenen,

holprigen Muster.

Andere Gerüche folgten dem Staub. Er roch nach Gewürzen, nach Pfeffer, Curry, Koreander und all den anderen Dingen, die auf dem Markt von Gaya verkauft wurden.

Einer der Männer drehte sich der Plane entgegen, löste die Verschnürung und hob sie an.

Nur er schaute hinaus. In geduckter Haltung blieb er für wenige Sekunden stehen, bevor er sich umdrehte und nickte. »Es ist alles so, wie wir es haben wollen.«

»Wann sind wir da?«

»Gleich.«

Es dauerte trotzdem noch mehrere Minuten. Endlich stoppte der Wagen. Ein kurzes Hupsignal schmetterte auf, das Zeichen für die Männer, den Wagen zu verlassen.

Narina hoffte, noch eine Chance zu finden, was ihr leider nicht möglich war. Zwei ihrer Bewacher stiegen zwar aus, die anderen aber hielten sie fest.

Erst als sie durch Winken freie Bahn bekamen, luden sie die junge Frau ab.

Man rollte sie über die Ladekante. Griffbereite Hände fingen sie auf. Von verschiedenen Seiten näherten sich zwei Männer. Einer von ihnen hatte den Wagen gelenkt, der andere war der Motorradfahrer gewesen.

Natürlich schaute sich Narina um. Viel erkennen konnte sie nicht.

Sie stellte nur fest, daß sie sich tief in der Altstadt befand, und ein bestimmter Geruch quoll in ihre Nase. Es roch verbrannt, sie wußte, wie die kalte Leichenasche roch. Die sonderte einen bestimmten Gestank ab, der für manche Gebiete typisch war.

Narina war nicht dumm. In der Nähe mußten die alten Leichenplätze liegen, wo die Toten verbrannt wurden. Nicht nur die Männer, auch die Witwen mußten ihnen in den Tod folgen, so schrieb es eine andere Religion vor, die mit dem Buddhismus nichts zu tun hatte. Hier kreuzten sich die Religionen wie überall auf dem gewaltigen Subkontinent.

Man führte Narina weg.

Es war stickig und heiß. Die Hitze brütete über ihren Köpfen, sie drückte wie schweres Blei, das von großen Händen über dem Gebiet verteilt worden war.

Eine Gasse war es nicht, durch die sie schließlich gingen, mehr eine steinige Rinne, die zudem noch bergab führte und erst dort endete, wo sich dann ein schmaler Durchschlupf befand.

Ein altes Gewölbe umschloß sie. Zuerst gingen sie durch die Dunkelheit, dann flackerte plötzlich Fackellicht. Es schuf Helligkeit und Schatten. Letztere tanzten bizarr über den Boden und glitten auch

an den Wänden hoch.

Wo man sie hinführte, war Narina unbekannt. Bis sie dorthin gelangte, wo sich die Höhle noch weiter ausbreitete und sie einen großen rechteckigen Stein sah, einen Altar.

Zwei Männer hielten sie fest. Beim Anblick des Altars blieb die Frau unwillkürlich stehen. Sie wollte nicht gehen, da krampfte sich etwas in ihrem Innern zusammen, denn sie wußte, was dies bedeutete. Und sie entdeckte auch die dunklen Flächen auf dem helleren Gestein. Der Fackelschein gab ihnen ein fast schon lebendiges Aussehen, dies wiederum empfand sie als schlimm, denn das Dunkle auf dem Stein konnte nur Blut sein.

Das Blut der Opfer.

Und ein Opfer würde auch sie werden.

Sie wollte fragen, dazu kam Narina nicht mehr. Kaum hielt sie den Mund offen, da erschien eine riesige Hand vor ihrem Gesicht.

Sie aber lenkte nur ab, denn hinter der Hand tauchte wie aus dem Nichts der Beinlose auf. Er schwebte dicht unter der Decke, und sein vom Fackelschein gezeichnetes Gesicht enthüllte einen widerlichen, einen sehr bösen Ausdruck.

Nur dieses eine, wie eingemeißelte Gefühl, das den Tod versprach.

Der Schlag erwischte sie von hinten!

Gemein und hinterrücks explodierte etwas an ihrem Kopf. Danach war es vorbei. Sie fiel ihren Bewachern in die Arme und merkte nicht, daß diese Männer sie Sekunden später auszogen.

Fast nackt wurde sie auf den Altar gelegt. Über ihr schwebte der Beinlose und glotzte aus starren Augen auf den Körper der halbnackten Frau nieder…

***

Es hatte beiden nicht gefallen, sich tagsüber verstecken zu müssen, aber es war ihnen nichts anderes übriggeblieben, denn Rifa kannte sich in Gaya besser aus. Er wußte um die Machtverteilung, kannte die Verstecke, die Menschen, war damit vertraut, wer auf wessen Seite stand, und dem hatten sich Mandra Korab und Suko einfach beugen müssen.

Leichengestank umwehte sie!

Es war ein alter, furchtbarer Geruch, an den sich kein Mensch gewöhnen würde, aber in diesen modrigen Gewölben und Kasematten lagen nun einmal die Toten, die trotzdem nicht so tot waren wie bei anderen Religionen. Man glaubte immer wieder, daß sie noch Verbindungen zu den Lebenden hielten, was für Fremde kaum vorstellbar war, wenn dieser die verwesten, verfaulten und widerlichen Körper sah, an denen das Fleisch grau und braun an den Knochen hing wie eine dünne Schicht, die sich leicht abziehen ließ.

Es gab kein Licht hier unten, aber Rifa hatte für Fackeln gesorgt, in deren blakenden Schein sich Mandra und Suko gegenübersaßen, sich oft genau anschauten, wobei zumeist Suko den Kopf drehte, als könnte er es nicht vertragen.

»Was hast du?«

»Wieso?«

Mandra lächelte. »Du schaust immer öfter zur Seite.« Er stand auf und holte neue Fackeln. An den Flammen der alten zündete er sie an. Beide bekamen mehr Licht. Sie empfanden nicht, daß es heller wurde. Das Licht gab sehr viele Schatten ab, die dafür sorgten, daß ihr ›Warteraum‹ mit einem gespenstischen Leben erfüllt wurde.

Suko nahm wieder Platz. Er schaute ins Leere und mußte sich eine Bemerkung gefallen lassen. »Du hast mir noch immer nicht auf meine Frage geantwortet.«

»Ach ja?«

»Genau, Suko. Was ist mit dir los? Du bist so anders als sonst. Ich gebe zu, daß ich auch nicht normal bin, aber du machst mir einen Eindruck, den ich nicht verstehen kann. Wir stehen beide unter Spannung, nur fühle ich, daß sie bei dir eine andere ist als bei mir. Nicht daß ich dir etwas will, aber so kommst du mir vor.«

Suko gab keine Antwort. Mandra hatte ja recht, nur wollte er ihm das nicht sagen, denn sein Zustand ging nur ihn persönlich etwas an, nicht den Freund.

Er hätte auch John Sinclair nichts davon gesagt, denn er war derjenige, der den Stab trug. Seinetwegen waren sie nach Indien gereist, um die alte Wirkung wieder zurückzubekommen. Und Suko spürte, daß sich da etwas anbahnte.

Begonnen hatte es schon vor einigen Stunden, als sie durch die alten Gänge mit den Felsengräbern geschlichen waren, wo die verwesten oder halb verwesten Körper lagen. Da war Rifa noch bei ihnen gewesen, doch er hatte sie verlassen, um in der Stadt nach John Sinclair Ausschau zu halten. Mandra hatte von John Sinclairs Kreuz gesprochen und natürlich die Heilige Silbe erwähnt.

Für Rifa war das ein guter Hinweis gewesen. ›Dann werde ich ihn finden‹, hatte er gesagt und war gegangen.

Jetzt warteten sie auf die Rückkehr der beiden Männer. Suko anders als Mandra.

Die Unruhe ließ sich nicht vertreiben. Sie hielt seinen Körper von innen her umfangen und zeigte sich auch im Ausdruck der Augen.

Der Blick war nicht mehr so klar. Suko war anzusehen, wie stark er über gewisse Vorgänge nachdachte, die nur ihn etwas angingen, und für Mandra zeigte er eine ungewöhnliche Unruhe.

»Was quält dich, Suko? Rede endlich!«

Der Inspektor schob mit der Schuhspitze einen Stein zur Seite. Er

schaute bei seiner Antwort nicht hoch. »Mich beschäftigen Probleme, die nur mich etwas angehen, Mandra.«

»Tatsächlich?«

»Ja, verlaß dich darauf.« Er wußte, daß er Mandra gegenüber etwas Falsches sagte, aber das war nicht das Problem. Alles drehte sich um ihn und seinen Stab.

Der Inder wollte die Antwort auch nicht akzeptieren. »Du weißt, daß wir bisher alles zusammen gemacht haben, Suko. Mir kommt es jetzt vor, als wolltest du ausbrechen.«

»Das stimmt nicht.«

»Lügst du?«

»Nein, Mandra, ich breche nicht aus.« Er erhob sich und begann mit einer Wanderung. »Es ist nur so, daß ich nicht anders kann. Ich muß mich so verhalten.«

»Gibt es einen triftigen Grund?«

»Sicherlich.«

»Und willst du darüber nicht mit mir reden?«

Suko schaute gegen die Wand und drehte sich auch beim Sprechen nicht um. »Ich möchte schon, Mandra, nur kann ich mit dir darüber nicht sprechen.«

»Das ist natürlich schlecht.«

»Ich weiß es selbst, aber bitte, du mußt mich eben verstehen. Es geht nicht.«

Der Inder nickte. Er schaute auf den Rücken seines Freundes, der sich bewegte, wenn Suko atmete. »Dann betrifft der Grund wahrscheinlich deinen Stab.«

»Genau.« Suko untermauerte das Wort noch durch ein Nicken.

»Hast du eine Lösung gefunden?«

»Ich bin dabei, Mandra.«

Der Inder mußte einfach lachen. »Entschuldige, wenn ich dir nicht folgen kann…«

»Es ist auch nicht schlimm.«

»Das sagst du. Aber denk an unsere Aufgabe. Vergiß auch John Sinclair nicht. Wir sind zu dritt von Benares aus gefahren, wir sollten auch gemeinsam weitergehen.«

»Das gilt nur bis zu einem bestimmten Zeitpunkt. Danach ist alles vorbei.«

»Du willst also allein etwas unternehmen.«

»Ich will es nicht, ich muß!« Suko drehte sich herum. Jetzt schauten sich beide Männer an.

Eine Weile verging, bis Mandra die Schultern hob. »Du weißt, daß ich etwas wissen will, weil ich genau spüre, daß unsere Allianz auseinanderbricht, aber nicht um jeden Preis. Ich überlasse es dir, Suko, ob du mich einweihen willst.«

»Es ist der Ruf«, flüsterte Suko ins Leere hinein. »Es ist der Ruf, der mich erreicht hat und nur mich etwas angeht.«

Mandra nahm es hin, verlangte jedoch eine genauere Erklärung, die er auch bekam.

»Wenn Söhne und Töchter dem Kindesalter entwachsen sind und andere Partner kennenlernen, so erreicht auch sie ein gewisser Ruf. Die einen nennen es Liebe, aber das möchte ich nicht so unterstreichen. Bei mir ist es anders und trotzdem ähnlich, wenn du verstehst. Ich… ich kann einfach nicht mehr bleiben. Mich zwingt jemand, von hier wegzugehen, und ich weiß, daß es für mich am besten ist. Für mich persönlich, für meine Zukunft.«

Mandra nickte einige Male. »Gut, ich akzeptiere das, möchte aber die Frage stellen dürfen, ob es mit deinem Stab zusammenhängt. Ist das so, Suko?«

»Ja.«

»Dann darf ich vielleicht auch fragen, wer dich gerufen hat? Du mußt es doch wissen.«

»Nein, es ist die Unruhe. Ich muß diesen Weg allein gehen, Mandra. Ich kann nicht länger bei dir bleiben. Zwischen uns steht plötzlich ein Trennstrich, den nur ich sehen kann. Alles andere ist unwichtig geworden.«

Mandra Korab war alarmiert. Diese Worte hatten ihn tief getroffen, er ließ sich nur nichts davon anmerken, sondern schaute wieder zu Boden und nickte vor sich hin. »Der Ruf ist nur für dich, Suko, aber du solltest genau abwägen.«

»Ich weiß, was ich tun muß.«

»Das glaube ich dir sogar. Aber hast du vergessen, daß wir auf einen Freund warten?«

»Das habe ich nicht.«

»Dann solltest du sehr genau nachdenken, ob dieser geheimnisvolle Ruf es wert ist, die Freundschaft zu zerstören.«

»Ich zerstöre sie nicht.«

»So sehe ich es, wenn du uns im Stich läßt. Du enttäuschst John, und du wirst letztendlich auch dich selbst enttäuschen und dich fragen, ob du am Morgen noch in den Spiegel schauen kannst.«

»Das werde ich schon noch können.« Er hob die Schultern und schaute Mandra direkt an. »Glaubst du im Ernst, daß das Leben eines Menschen einer Ebene gleicht? Nein, das ist es nicht. Es ist ein ewiges Auf und Ab, eine Berg- und Talfahrt. Irgendwann erreicht der Mensch einen Punkt, wo er ganz allein ist, und wo er für sich selbst entscheiden muß. Das weißt du auch, Mandra.«

»Es stimmt. Soll ich jetzt fragen, ob du diesen eben erwähnten Punkt erreicht hast?«

»Ich stehe kurz davor.«

»Und hast dich entschieden.«
»Auch das stimmt. Ich werde dieses Gewölbe verlassen. Auch du darfst mich nicht aufhalten.«
»Das hatte ich auch nicht vor. Ich möchte dich nur fragen, wann ich dich wieder zurückerwarten kann?«
Suko nahm sich Zeit. Er überlegte, breitete die Arme aus und brachte die Hände wieder zusammen. »Ich kann es dir nicht genau sagen. Vielleicht in einer Stunde, in einem Tag oder in einem Monat? Es kann auch ein Jahr dauern, ich weiß es eben nicht.«
Den Inder hielt nichts mehr. Er hatte bisher auf einem Stein gehockt. Nun schnellte er hoch. »Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte er. »Du lügst, Suko.«
»Nein, ich habe es ehrlich gemeint. Mein bisheriger Lebensweg führt ab heute in eine bestimmte Richtung weiter, wenn du das verstehst, Mandra.«
»Ich glaube schon«, flüsterte der Inder. »Ja, ich denke schon, was du gemeint hast.«
»Dann bin ich zufrieden.«
»Ich nicht.«
»Mandra, das wußte ich. Es kann dir keiner verübeln. Ich muß jetzt unter meine Vergangenheit einen Strich ziehen, unter meinen Beruf, unter meine Freundschaften, unter mein bisheriges Leben. Es geht nicht anders.«
»Suko!«
Der Inspektor gab ein freudloses Lachen ab. »Ja, ich weiß Mandra, daß es für dich schrecklich schwer ist, aber man hat es mir einfach gesagt.« Er deutete auf seine Brust. »Darin klingt es nach. Die Stimme ist vorhanden, sie zeigt mir den Weg.«
»Wessen Stimme denn?«
»Ich kenne sie nicht. Sie ist wie ein Klang, der einen mächtigen Widerhall erzeugt. Ich weiß auch nicht genau, wer mir diese intensive Botschaft geschickt hat. Du spürst sie nicht, nur ich. Gegen diese Botschaft komme ich nicht an!«
»Stimmt. Denkst du an Buddha?«
Suko dachte kurz nach. »Welchen Buddha meinst du, Mandra?«
»Den echten Buddha, den Urbuddha, nicht den falschen, den Beinlosen, auch nicht unseren Freund Rifa. Das muß einfach ein anderer sein, so sehe ich es.«
»Daran dachte ich auch.«
Mandra hob die Schultern. Er war Inder und entstammte einem anderen Kulturkreis als ein Europäer. Deshalb konnte er Sukos Handlungen besser begreifen. »Ja«, sagte er leise. »Ja, möglicherweise mußt du wirklich gehen, mein Freund. Ich… ich habe irgendwo Verständnis dafür. Mir wäre es möglicherweise nicht anders ergangen,

aber denkst du auch daran, was du zurückläßt?«
»Natürlich.«
»Wie reagierst du dann? Kannst du einfach alles hinter dich werfen, das dir einmal wertvoll erschienen ist?«
»Einfach nicht. Ich habe es mir sehr schwer gemacht«, murmelte der Inspektor. »Sehr schwer sogar. Ich habe versucht, den Ruf zu ignorieren, aber wie ich dir schon sagte, das Leben ist keine Ebene. Einmal erwischt es jeden.«
»Du redest so, als würdest du sterben!«
»Weiß man das? Ist nicht alles möglich? Ist nicht das Buch des Schicksals schon für uns aufgeschlagen?«
»Nein!« rief Mandra. »So darfst du nicht denken. Bitte, Suko, du mußt es, positiv sehen. Du wirst keinen Tod erleben, das würde ich nicht einmal…«
»Mandra, ich weiß es nicht. Ich habe den starken Ruf gehört, und ich werde ihm folgen!«
Der Inder ging auf den Freund zu. Schon nach zwei Schritten blieb er stehen.
Beide schauten sich an, und keiner von ihnen senkte den Blick. In den Augen des Freundes las Mandra Korab dessen Entschlossenheit, alles zu wagen. Nur so konnte es ihm gelingen, die Kraft des Stabes zurückzubekommen.
»Es geht nicht, Mandra. Du kannst mich nicht umstimmen. Ich habe mich entschieden. Endgültig.«
»Ja, das merke ich. Eine Frage noch. Was soll ich John sagen? Was, bitte?«
»Die Wahrheit!«
Mandra überlegte. »Und was ist die Wahrheit? Hast du sie für dich gepachtet?«
»Ja, meine ganz persönliche Wahrheit.«
Gegen diese Argumentation kam Mandra nicht an. Wenn er was sagte, konnte er auch gegen eine Wand sprechen. Es hätte denselben Effekt gehabt. Er versuchte es trotzdem und fragte: »Willst du warten?«
»Auf was?«
»Auf wen, Suko. Ich denke an John. Du mußt es ihm sagen. Das bist du ihm einfach schuldig.«
Für einen Moment sah es so aus, als würde der Inspektor schwankend. Hörbar holte er Luft. Er ballte die Hände zu Fäusten. Die Erwähnung seines Freundes schien bei ihm etwas in Bewegung gesetzt zu haben, das wie ein hochtouriger seelischer Motor reagierte, aber er schüttelte den Kopf und schaute zu Boden.
»Es ist gut«, sagte Mandra. »Ich habe dich schon verstanden. Wenn dem so ist, dann bitte.«

Suko räusperte sich. »Sage ihm auch, daß es mir leid tut.«
»Versprochen.«
»Dann muß ich gehen. Ich spüre, daß sich der Tag neigt. Vielleicht bin ich schon bald zurück.« Er sagte es so, daß Mandra es kaum glauben konnte. Und noch etwas fügte Suko hinzu. »Bitte, versuche nicht, mir zu folgen. Es hat keinen Sinn. Ich wünsche euch alles Gute. Wenn ihr es geschafft habt, dann reist zurück. Fahre du nach Kalkutta und laß John nach London fliegen. Ich bin noch da, ich werde mich auch melden, wenn nötig. Aber diesen neuen Weg muß ich allein gehen, sonst kann ich vor mir selbst nicht mehr bestehen.«
Seine Worte hinterließen bei Mandra Korab eine Gänsehaut. Er machte sich nichts vor. Das waren Sätze des endgültigen Abschieds gewesen. Daß der Stab seine Kraft verloren hatte, mußte Suko bis in die Grundfesten seiner Seele erschüttert haben. Er griff bereits nach jedem Strohhalm. Mandra konnte nur hoffen, daß sich der Strohhalm als Balken erwies, der ihm Rettung brachte.
Suko ging auf den Ausgang der Höhle zu. Er hob auch nicht mehr den Blick, als er Mandra passierte. Es war alles gesagt worden. Jedes weitere Wort wäre fehl am Platze gewesen.
Der Inder schaute ihm nach. Durch das Eintauchen in das Fackellicht bekam Sukos Körper eine unnatürliche Bewegung, als wollte er davonflattern wie ein großer Vogel.
Zurück blieb ein einsamer Mandra Korab, der am Rand der Verzweiflung stand…

***

Rifa hatte mich in eine andere Welt geführt. In die Welt des Schweigens, in die Szenerie der Toten, zu den geheimnisvollen Orten der Verbrennungen, wo Männer und Frauen zu einem Opfer der Flammen geworden waren.
Die Gestelle wirkten wie makabre Kunstgegenstände aus rostigem Eisen. Es lag keine Leiche auf den Gittern. Trotzdem hing mir ein klebriger Geruch in der Nase. Widerlich.
Eine verbrannte Welt, in der der Tod dirigierte. Hier war das Grauen zu Hause, und die Dämmerung verdeckte es gnädig mit ihren breiten Schatten.
Ich hatte keine Fragen mehr gestellt und Rifa voll vertraut. Er kannte sich hier aus, und er bewegte sich auch mit einer traumwandlerischen Sicherheit, obwohl wir sehr vorsichtig sein mußten, denn überall konnten Feinde lauern.
Wir hatten beide den Beinlosen nicht aus unseren Gedanken verbannt. Rifa hatte mir zudem erklärt, daß wir uns nahe seiner Welt bewegten. In dieser Gegend suchte er Kraft für die große Aufgabe.
Die Altstadt lag hinter uns. Wir bewegten uns jetzt mehr auf den

Fluß zu, würden ihn aber nicht erreichen, soviel stand fest. Nur sein fernes Rauschen hörten wir. Wie eine düstere Musik klang es an unsere Ohren. Verbrannte Erde, ein Ausläufer der Hölle, Stunde der Toten und der Geister, die bereits ihre Arme nach uns ausgestreckt hatten.

Hier wuchs keine Pflanze, kein Baum. Der Wind trieb die Aschepartikel durch die Luft, als wäre er dabei, ein gewaltiges Leichentuch anzuheben.

Die Mauern und Felsen stanken. Aus zahlreichen Spalten und Löchern strömte der Geruch des Todes. Bewegungslos lag über uns der finstere Himmel. Hin und wieder nur stiegen schwarze Vögel in die Höhe und kreisten über dem Gelände des Grauens.

Es wirkte menschenleer, doch fragte ich mich, ob wir tatsächlich allein waren. Vor mir sah ich den schmalen Rifa. Er bewegte sich mit einer Geschicklichkeit, die mir Bewunderung einflößte. So schnell kam ich nicht nach. Manchmal mußte er warten, bis ich zu ihm aufgeschlossen hatte.

Neben einer einen Hang stützenden Wand blieb er stehen und drehte den Kopf.

Ich sprach ihn nicht an, weil ich genau sah, wie er sich konzentrierte. Erst nach einer Weile nickte er und wisperte mir zu, daß er die Gefahr gespürt hatte.

»Wie drückte sich das aus?«

»Wir befinden uns auf dem richtigen Weg«, sagte er nur, was mir wiederum auch nicht weiterhalf.

Ich schaute mir die Mauer an. Sie wies zahlreiche Öffnungen auf: die Eingänge der Tunnels. Ich rechnete damit, daß sich unter dem Hang ein Labyrinth erstreckte und fragte meinen Führer konkret danach. Er stimmte mir durch sein Nicken zu.

»Ja, das ist ein Labyrinth. Hier sind die Stätten, zu denen die Menschen kamen, wenn sie ihre Stunde sahen. Hier stirbt man.«

Das war auch zu riechen, denn aus den Öffnungen strömte mir ein widerlicher Leichengeruch entgegen, den auch kein Sturm vertreiben konnte.

Über meinem Rücken rann eine Gänsehaut. Ich merkte den Druck in meinem Kopf, als wären Hände dabei, ihn von verschiedenen Seiten zusammenzupressen.

Die Sonne hatte sich längst verabschiedet. Selbst der Himmel glühte nicht mehr nach. Kälter war es nicht geworden, höchstens drückender und schwüler. Wie Blei lastete die Luft auf uns. Sie schien mit Viren und Bakterien gefüllt zu sein.

Rifas Gesicht hatte einen konzentrierten Ausdruck bekommen.

Den Kopf hielt er nach rechts gedreht. Ich wußte, daß er seine mentalen Fähigkeiten anstrengte, um etwas zu erkennen. Er wollte

ausloten, wo sich die Feinde befanden.

Ich traute mich nicht, ihn anzusprechen, dafür redete er und bekräftigte seine Worte durch ein Nicken. »Sie sind bereits da. Sie haben sich nicht mehr versteckt.«.

»Dann müßten wir sie sehen.«

»So meine ich es nicht. Sie haben ihre Plätze eingenommen. Der Beinlose will die Entscheidung.«

»Was heißt das?«

»Bevor er die Herrschaft übernehmen kann, muß er mich ausschalten. Ich darf ihm nicht mehr im Wege stehen, und ich glaube fest daran, daß er auf uns wartet. Jedenfalls werden wir ihn zu finden wissen. Seine böse Aura überlagert alles.«

»Zuvor holen wir Suko und Mandra.«

»Mandra schon…«

»Was heißt das?«

Rifa zeigte zum erstenmal so etwas wie Unsicherheit. Er bewegte sich ungelenk. »Suko hat etwas vor. Da ist noch ein anderer Ruf. Er galt aber nicht mir, sondern deinem Freund. Ein Heiliger hat ihn gerufen, und dieser Ruf entstammt einer anderen Weltenebene.«

»Drang er aus dem Totenreich?«

»Damit rechne ich sogar.«

»Dann kann es Buddha gewesen sein?«

»Alles ist möglich, John Sinclair. In diesen Stunden verdichtet sich beides. Das Heil und das Unheil.«

Dem fügte ich nichts hinzu. Er war derjenige, der es wissen mußte.

Der Wind hatte aufgefrischt. Er schabte über die Felsen hinweg und wühlte den trockenen Staub auf. Dabei erzeugte er Geräusche, die sich anhörten, als würden die Handflächen von Toten mit zerfetzter Haut gegeneinander reiben.

Rifa stieß mich an. »Laß uns gehen, die Zeit drängt.«

Er hatte mich gebeten, kein Licht zu machen. Also ließ ich meine Lampe stecken, das Licht hätte uns sehr leicht verraten können. Also ging ich im Dunkeln hinter ihm her. Diese Welt war eine andere, eine schreckliche, für einen Europäer nicht greif- und faßbar. Man mußte schon Einheimischer sein, um sie begreifen zu können. Rifa drehte sich halb um und winkte mir.

Einen Lidschlag später war er verschwunden. Eingetaucht in einen der Eingänge, hinter der sich die Welt der Leichen noch mehr verdichtete. Das Gefühl hatte ich zumindest, als ich dem Inder folgte.

Ich sah ihn nicht, nur nach seinen Schrittgeräuschen und seinem Geruch konnte ich mich orientieren.

Dann klang seine Stimme mir als Wispern entgegen. »Du kannst jetzt Licht machen.«

Die gute alte Halogenleuchte erfüllte auch hier ihre Pflicht. Im hellen

Schein schreckte ich Vögel auf. Ein wildes Flattern umgab uns, als sie in die Finsternis flüchteten.

Wir warteten so lange ab bis der Spuk verschwunden war, dann gingen wir weiter.

Eine alte Holzleiter führte in die Höhe. Sie besaß sehr breite Sprossen. Es hätten zwei Menschen nebeneinander hergehen können, wir aber gingen hintereinander.

Auf einem Absatz blieb Rifa stehen. Ich löschte meine Lampe auf seinen Wink hin und entdeckte, als sich meine Augen an die Finsternis gewöhnt hatten, vor mir – entfernungsmäßig nicht abzuschätzen – ein unruhiges Flakkern.

Diese typischen Bewegungen konnten nur von einer Fackel stammen. Rifa erklärte mir, daß wir uns auf den Weg zu dem Licht machen mußten.

»Gut.«

Wir drückten uns durch einen schmalen Gang. Die Luft war schlecht, sie stand wie Brei, durch den ich mich hindurchzwängte, um schließlich um einen kantigen und schmalen Vorsprung zu laufen. Dahinter öffnete sich die Höhle.

Drei Fackeln hatten Mandra und Suko angezündet. Den Inder sah ich, Suko war verschwunden.

Ich betrat mit vorsichtigen Schritten das kleine Gewölbe. Rifa ging nach rechts. Er schüttelte den Kopf, räusperte sich und blieb vor der Wand stehen.

Mandra erwartete mich aufrecht stehend – wie ein Feldherr seinen Boten.

Ich sah ihn, er sah mich.

Eine Frage, die nur aus einem Wort bestand, drang über meine rissigen Lippen.

»Suko…?«

»Er ist nicht mehr hier, John.«

Ich schloß für einen Moment die Augen. »Okay, das sehe ich. Aber wo ist er hingegangen?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Weiter. Mandra. Wann kommt er zurück? Rede doch!«

»John.« Sein Gesicht zuckte. »John, du mußt es begreifen. Suko ist gegangen! Er… er hat uns verlassen. Er wußte nicht, wann und ob er überhaupt noch einmal zurückkehren würde. Wir sollen ihn zunächst einmal vergessen …«

Das war es wieder!

Dieses verdammte und berühmte Gefühl, als wäre mir der Boden unter den Füßen weggezerrt worden.

Dabei stand ich auf dem Fleck, lauschte Mandras Worten noch einmal nach, sah ihn, sah das zuckende Licht und hatte das Gefühl,

beides würde in einer anderen Welt stattfinden.
So unwirklich, so irreal war alles geworden.
Ich stand da, aber ich fühlte mich, als würde ich irgendwohin schweben.
Plötzlich war Mandra Korab bei mir. Er umklammerte mich, und ich sah ihn aus meiner verzerrten Perspektive wie ein schiefes Monstrum mit gewissen Auswüchsen an Kopf und Körper. Er hielt mich an den Schultern fest, als wollte er mir den nötigen Halt für die nahe Zukunft geben.
Als ich endlich sprechen konnte, hatte ich den Eindruck, es würde ein Fremder reden. »Das… das ist doch nicht wahr«, flüsterte ich.
»Sag, daß es nicht stimmt.«
»Jedes Wort ist wahr.«
Ich ließ mich wie ein kleines Kind zur Seite führen und auf einen Stein drücken. Dort blieb ich hocken, den Kopf gesenkt, die Hände wie zum Gebet gefaltet, ins Leere starrend. Ich wollte das alles nicht glauben. Nein, nicht Suko, nicht er. Das war unmöglich, das konnte doch nicht stimmen.
Rifa und Mandra unterhielten sich leise. Ich verstand kein Wort.
Ich wollte plötzlich nicht mehr, aber ich hatte noch eine Bitte.
»Mandra, du hast ihn zuletzt gesehen. Ich will, daß du es mir erzählst. Bitte, erzähle mir alles, Mandra.«
Der Inder wandte sich an seinen Landsmann. »Reicht die Zeit noch aus, Rifa?«
»Sie wird es müssen.«
Mandra stellte sich neben mich. Daß er mir seine Hand auf die Schulter legte, tat mir gut. Ich hörte ihm zu, als er von Details berichtete, die ich kaum fassen konnte. Es war mir einfach unbegreiflich, wie Suko so etwas hatte tun können, und das sagte ich Mandra auch mehr als einmal.
»John, es war seine Entscheidung.«
»Tatsächlich seine?«
»Ja, du mußt es akzeptieren.«
»Hat er nicht einen Ruf vernommen?«
»Natürlich, einen Ruf, aber keinen Befehl. Er wird erkannt haben, was für ihn richtig war und was nicht. Es gibt da keinen anderen Weg, John. Suko mußte weg. Er hat alles hinter sich gelassen, die Tür ist verschlossen worden.«
»Der neue Weg«, murmelte ich. »Sag mir, wohin er ihn führen wird. Kannst du das?«
»Ich glaube nicht.«
»Er will, daß die Kraft in diesen Stab zurückkehrt. Suko und er, die beiden gehörten zusammen. Sie bildeten eine Einheit, Mandra. Es war für ihn eine furchtbare Enttäuschung, miterleben zu müssen, daß dem

Stab die Kraft genommen wurde. Gangster haben ihn entweiht. Suko hat darunter gelitten, auch wenn es nach außen hin nicht so auffiel. Ich kenne ihn, seine Gedanken beschäftigten sich nur damit, auch während unserer Reise konnte er an nichts anderes denken. Ich verstehe deshalb nicht, daß er alle Brücken hinter sich abgebrochen hat. Die Vergangenheit, die uns durch zahlreiche Höllen führte und uns auch zusammenschweißte, ist plötzlich nicht mehr existent. Sie kommt mir jetzt vor wie ein verlorenes Land, das immer weiter wegschwimmt, bis es nicht mehr einzuholen ist.«

»Ja, das stimmt schon.«

»Warum hat er sich nicht uns anvertraut? Was hätten wir beide falsch machen können?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

Durch den Gegendruck der Hände auf den Felsen stemmte ich mich hoch. »Aber ich kann es dir sagen, Mandra. Ich kenne Suko gut, er ist ein Freund, wie man sich ihn nur wünschen kann. Doch im Innern eines Menschen existiert ein Flecken, der einem nur ganz persönlich und allein gehört. Damit kann man nur selbst zurechtkommen. Ein anderer oder dessen Rat würde stören. Ich sehe es so, denn ich habe es auch erlebt, wo ich nur allein weiterkam und mir kein anderer helfen konnte. Damals, als ich zum Greis gemacht wurde, da mußte ich dann allein durch.«

»Dann stehst du ihm positiv gegenüber?«

»Nicht direkt. Ich kann ihn irgendwo verstehen und sehe mich als neutral an.«

»Wirst du denn versuchen, ihn zurückzuholen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich werde ich auch das nicht tun, Mandra. Ich muß Suko seinen Weg gehen lassen. Er hat sich entschieden, wir können da nicht hineinreden, so leid es mir tut. Würden wir es schaffen, ihn zurückzuholen, würde er für den Rest seines Lebens unglücklich sein. Der Mensch braucht oft diese Bewährungsproben, um gestärkt aus ihnen hervorzugehen.«

Mandra hatten meine Worte beeindruckt, wie ich von seinem Gesicht ablesen konnte. Er wandte sich an Rifa, der sich bisher nicht eingemischt hatte.

»John hat recht. Du mußt es so sehen.«

»Klar, ich bin nur froh, daß ihr auch so denkt. Wir werden Suko also vorläufig vergessen.«

»Ja.«

»Aber nicht den Beinlosen.«

Als er diesen Namen erwähnte, fuhr ich herum. »Wir müssen ihn sogar stellen, denn ich kann mir denken, daß wir somit ein Hindernis auf Sukos Weg freiräumen. Sollte es dem Beinlosen gelingen, als Buddha anerkannt zu werden, verringern sich die Chancen unseres

Freundes beträchtlich. Diese indirekte Hilfe ist wichtig.«

Keiner widersprach. Nur Mandra Korab wollte wissen. »Wo aber finden wir ihn.«

Da meldete sich Rifa. Er hob einen Zeigefinger wie ein Schüler im Unterricht. »Ich glaube, daß nun ich euch helfen kann, meine Freunde.«

Ich war ungeduldig. »Ist er weit weg?«

»Nein, John, überhaupt nicht. Wir werden ihn und seine Helfer in diesem Labyrinth stellen.«

Auch ich wollte endlich zu einer Entscheidung gelangen und fragte Mandra: »Bist du bereit?«

Er deutete auf den Gürtel mit seinen Dolchen. »Muß ich noch mehr dazu sagen?«

»Nein, bestimmt nicht…«

***

Narina lag auf dem Altar, aber es hatte sich einiges verändert. Zuckender Fackelschein durchwehte sie und schuf ein irrlichterndes Muster, das sich auch auf den Körpern der beiden Helfer abzeichnete, die ihre Kutten ausgezogen hatten und sich in nackten Oberkörpern zeigten. Sie trugen Lendenschurze, die allesamt von Gürteln gehalten wurden, auf deren Schnallen sich die Gesichter des Beinlosen abzeichneten.

Der Götze schwebte über allem!

Zwischen Boden und Decke hing seine Gestalt, als wäre sie dort festgemauert worden. Sein Gesicht zeigte einen finsteren Ausdruck.

Die Enden des breiten Munds – schon mehr ein Maul – waren nach unten gedreht, die Augen halb geschlossen, und der Rest des Körpers wirkte im Vergleich zum Kopf klein.

Er sah aus, als wäre kein Leben in ihm, aber das täuschte. Nach wie vor hielt er alles unter Kontrolle.

Seine Helfer hatten sich an den Wänden der Höhle verteilt. Stumm und starr standen sie dort, die Schwerter in den Händen haltend, und die Blicke einzig und allein auf ihren Meister gerichtet, der vor dem größten Triumph seiner Existenz stand.

Er allein wußte mit nahezu tödlicher Sicherheit, daß es zu einem Kampf kommen würde. Dem konnte er einfach nicht entgehen, und er verließ sich in dieser Auseindersetzung auf die halbnackte Frau, die unter ihm lag und sich vor Angst nicht rühren konnte, wobei sie aussah wie eine Bewußtlose.

Der Körper war erstarrt. Sie lag auf dem Rücken, ihre Arme hingen rechts und links des Altars herab. Die ausgestreckten Fingerspitzen berührten den Steinboden.

Es war ein Bild der Demütigung, das aber keiner der anderen so

auffaßte.

Für sie war die junge Frau Mittel zum Zweck.

Manchmal hielt sie die Augen geschlossen. Dann und wann schaute sie in die Höhe und sah über sich den Beinlosen, dessen Grausamkeit ihm ins Gesicht geschrieben war.

Gnade würde er nicht kennen.

Narina sprach nicht, auch der Buddha trat nicht mit ihr in Kontakt.

Es reichte, wenn er vorhanden war.

Narina fror, obwohl es gar nicht so kalt in der Höhle war. Die Kälte kam bei ihr von innen – beim Anblick der grausamen Henker. Die umstanden und bewachten sie. Es war nicht einfach für sie, so ruhig liegenzubleiben, am liebsten wäre sie weggerannt.

Aber sie konnte nicht.

Noch geschah nichts. Zeit tropfte dahin. Die Sekunden dehnten sich. Es kam ihr vor, als würden auch der Beinlose und seine Helfer auf ein bestimmtes Ereignis warten.

Es mußte mit John Sinclair zusammenhängen, aber ihn hatte die Frau nicht mehr gesehen. Er war verschwunden, zurückgeblieben.

Möglicherweise nicht mehr am Leben. In einer Lage wie dieser mußte man mit allem rechnen.

Schweigend schwebte der Beinlose über ihr. Er tat nichts, für die Gefangene war jedoch spürbar, welch eine Kraft in ihm steckte. Es war die Macht des anderen, die einer Welt, in die ein Mensch kaum hineinschauen konnte.

Der Buddha drohte und stand für sich!

Die Fackeln bewegten ihre Feuerarme in einer erschreckenden Monotonie. Narina bekam bei ihrem Anblick Angst. Sie kamen ihr vor wie gefährliche Begleiter des Unheimlichen. Sie brachten zwar Licht, trotzdem fühlte sie sich in einem Zentrum der tiefen Finsternis.

Wann endete die Zeit? Und vor allen Dingen: Womit würde sie enden?

Mit ihrem Tod?

Es war so furchtbar und sinnlos. Sie hatte mit allem nichts im Sinn.

Sie gehörte nicht dazu und hatte sich nie zuvor für magische Probleme interessiert. Auf einmal war alles anders gekommen, und Narina fühlte sich als Mittelpunkt.

Aber es blieb nicht so. Eine Veränderung trat ein. Für die Gefangene war sie mehr zu spüren, als zu sehen. War es die Luft, die möglicherweise knisterte, die sich auflud mit einer fremden Kraft, für dessen Existenz die Frau keine Erklärung hatte.

Der Beinlose öffnete den Mund. Zum erstenmal hörte Narina ihn sprechen. Was er sagte, ließ Schauer über ihren nackten Rücken rinnen. »Er ist unterwegs. Mein Feind wird in den nächsten Sekunden hier erscheinen…«

Kaum waren die Worte ausgesprochen, als die Diener des Götzen ihre Schwerter fester packten.

Sie waren zu sechst, einer allein hatte gegen sie keine Chance. Und Narina erst recht nicht…

***

Obwohl wir uns ebenso stark fühlten wie Rifa, hatten wir uns ihm doch in einem gewissen Sinne unterworfen, denn er war derjenige, der sich hier auskannte.

Vor dem Verschwinden hatte er uns noch einmal vergattert.

»Denkt immer daran, daß es im Prinzip mein Kampf ist. Ich muß mich mit dem Beinlosen auseinandersetzen. Es ist ein Kampf zwischen ihm und mir. Einer nur kann gewinnen, und ich darf es auch nicht zulassen, daß mich Freunde unterstützen.«

Dagegen hatten wir unsere Einwände. »Vergiß nicht, Rifa, daß er nicht allein ist.«

»Das weiß ich.«

»Dann müssen wir uns um seine Helfer kümmern.«

»Ich weiß nicht, wie es laufen und ausgehen wird. Ich werde ihm zunächst allein gegenüberstehen.«

Er hatte gesprochen, und seine Worte klangen so, daß er keinen Widerspruch duldete.

Es war uns nicht leichtgefallen, ihm zuzustimmen, doch eine andere Wahl blieb nicht.

Und so schritten wir in der Finsternis hinter ihm her und einem Ziel entgegen, das nur er kannte. Wir durchtauchten dieses unbekannte Labyrinth aus Gängen, Tunnels, kleinen Höhlen und Eingängen. Aus manchen strömte uns der Leichengeruch entgegen. Da ich kein Licht eingeschaltet hatte, sah ich auch nicht, wer und was dort allmählich vor sich hinmoderte.

Ich kam mir gefangen vor, wie in einem Netz aus Finsternis. Sie war überall, sie strich mit ihren wattigen Händen an meinem Gesicht entlang, berührte jede Körperöffnung, drang in jede kleinste Pore und schien auch mein Innerstes auszufüllen.

Die blanke Furcht lag wie die Schneide eines Fallbeils in meinem Nacken und ließ sich dort nicht lösen. Ich rechnete immer wieder damit, in eine Falle zu laufen, die weit offen stand wie ein gieriger Rachen, der alles verschlang.

Kein Licht, kaum Geräusche, bis auf unsere Schritte und das flache Atmen.

Bis wir um eine Ecke kamen und das Flackern sahen. Rifa war stehengeblieben. Er sagte uns die Worte, die wir von ihm erwartet hatten. »Von nun an werde ich allein weitergehen.«

Keiner widersprach.

Ohne noch ein weiteres Wort der Erklärung abzugeben, ging er vor und ließ uns allein.

Ich sprach Mandra an. »Warten?«

»Nein, wir gehen weiter.«

Das war auch in meinem Sinne.

***

Rifa betrat die Höhle. Er schaute nur geradeaus und hatte den Blick dabei in die Höhe gerichtet. Auch mit derartig verdrehten Augen konnte er wahrnehmen, was der düstere Fackelschein enthüllte.

Die Halbnackte auf dem Steinaltar, die Wächter an den Wänden – und natürlich den Beinlosen, dessen Körper wie ein mächtiges, klumpiges Etwas über dem Opfer schwebte.

Er beherrschte die Szene, er war sich völlig sicher, den Kampf gewinnen zu können.

Nach drei weiteren Schritten blieb Rifa stehen. Er breitete seine Arme aus, um zu beweisen, daß er keine sichtbaren Waffen an seinem Körper trug.

Er brauchte sie nicht…

Nichts bewegte sich in seinem Gesicht. Wer ihn ansah, konnte meinen, keinen Menschen vor sich zu haben. Er war voll konzentriert, seine Blicke galten allein dem Beinlosen, gegen den er den großen Kampf aufnehmen mußte.

Es verging wiederum Zeit. Sie belauerten sich. Einer wartete darauf, daß der andere begann.

»Dir wird es nicht gelingen, der Buddha zu werden«, erklärte der Beinlose mit sicherer Stimme. »Ich habe diesen Teil bereits übernommen.«

»Und ich stehe dagegen.«

»Das weiß ich. In dieser Nacht aber muß es entschieden werden. Einer von uns ist zuviel.«

Rifa nickte. »Du hast dich nicht nur auf dich allein verlassen, Nhuri. Ich habe mit ansehen müssen, daß du immer wieder versucht hast, schon jetzt Diener um dich zu sammeln, weil du einfach Furcht hast, daß ich stärker bin. Als Guru hast du deine Erfahrungen sammeln können, doch laß dir gesagt sein, daß ich meine Kraft aus den Tiefen der positiven Seelen schöpfe, und sie deiner überlegen sein wird. Ich kann deinen Alptraum zur Wahrheit werden lassen, und ich bin nicht gewillt, mich durch dich davon abhalten zu lassen.«

»Dann stell dich!«

»Ich bin bereits da!«

Der Beinlose lachte. Aus seinem offenen Maul drang ein schrilles Wort. Dieser Befehl schmetterte wie ein gewaltiger Fanfarenstoß durch die Höhle.

Für die Helfer des Beinlosen ein Zeichen, denn in der folgenden Sekunde griffen sie an.
Doch keiner von ihnen hatte mit Rifas unglaublicher Kraft gerechnet…

***

Das Innere der Höhle verwandelte sich in Blitzesschnelle zu einem alptraumhaften Inferno. Nur so zu vergleichen, als hätte jemand die Tür eines Raubtierkäfigs geöffnet, um hungrigen Bestien freie Bahn zu geben. Denn wie Bestien stürzten die Wächter auf Rifa zu, der allein stand und so verloren wirkte.
Aber das schien nur so!
Sein Körper schien von mehreren Stromstößen zugleich erschüttert zu werden. Er setzte seine Kräfte frei, die wohl keiner für möglich gehalten hatte.
Plötzlich gellten Schreie auf.
Weder der eine noch der andere Buddha hatten sie ausgestoßen.
Es waren allein die Leibwächter, die sich nicht mehr halten konnten, denn Rifa hatte sie aus ihren Positionen gerissen. Sie jagten in die Höhe, man spielte mit ihnen, und kein einziger war in der Lage, einen Schwerthieb gegen den Rifa zu führen.
Dafür kehrte sich alles zum Gegenteil zu. Das Durcheinander war so perfekt geworden, daß es ihnen nicht gelang, ihren eigenen Waffen auszuweichen.
Sie wirbelten durch die Luft, die Waffen gezückt, und die Klingen fanden Ziele.
Sie selbst fügten sich die schlimmsten Wunden zu, während Rifas Kraft sie nicht aus der Kontrolle ließ.
Schreie gellten auf, verschlimmerten das Inferno aus Tod und Blut noch mehr. Die Telekraft schleuderte sie hin und her, wirbelte sie herum und donnerte ihre Körper gegen die Wand, von der aus sie zu Boden fielen. In Sekundenschnelle waren die meisten von ihnen ausgeschaltet, so daß sich Rifa jetzt auf den Beinlosen konzentrieren konnte, der etwas zurückgewichen war, sich aber noch in derselben Höhe hielt und mit plötzlich brennenden Augen in die Tiefe starrte.
Das passierte genau in dem Augenblick, als wir in die Höhle hineinliefen.
Wir hatten einfach nicht mehr länger warten können, denn nicht alle Diener des Beinlosen waren kampfunfähig geschlagen worden.
Manche besaßen nur leichte Verletzungen, und sie griffen wieder ein.
Mir wäre es lieber gewesen, sie hätten sich auf uns konzentriert, aber sie wollten Narina.
Die junge Frau lag auf dem Altar, vom Blut der Verletzten übergossen. Sie hatte sich bisher nicht bewegt und dem Kampf

wahrscheinlich voller Panik zugeschaut.

Jetzt versuchte sie, sich auf die Seite zu drehen. Sie konnte einfach nicht mehr hinschauen. Sie wollte weg, aber dagegen standen die beiden Leibwächter.

Sie stürmten auf die Liegende zu.

Mit ihren Händen hielten sie die Griffe der Schwerter umklammert. Sie wollten die Klingen in den Leib der Frau schlagen.

Links neben mir hielt sich Mandra Korab auf. Ich sah seine blitzschnelle Bewegung und wußte auch, was sie zu bedeuten hatte.

Kaum einen Lidschlag später hielt Mandra bereits einen seiner Dolche in der Hand, holte kaum aus und schleuderte ihn aus dem Handgelenk.

Ich hatte meine Beretta ebenfalls gezogen. Der Dolch wischte durch die Luft, er war auf den linken der beiden Hundesöhne gezielt, und ich drückte gleichzeitig ab.

In der Höhle klang der Laut des Abschusses noch wie ein hallendes Echo nach. Er peitschte in unseren Ohren, aber eine Kugel ist immer schneller als ein Dolch.

Sie traf zuerst.

Als der Mann in der Bewegung gestoppt wurde, erwischte den zweiten der Dolch.

Mächtig und tief bohrte er sich in die breite Brust des Mannes. Das Gesicht verzerrte sich, und seine Brust schien plötzlich in Flammen zu stehen.

Es war allein der Dolch, der diese immense Kraft entfaltete und den Mann zurückschleuderte. Sein Gesicht alterte plötzlich, die Haut nahm einen grünlichen Farbton an, aber es ging weiter.

Der Kerl, der meine Kugel bekommen hatte, richtete sich wieder auf. Er war verletzt, er war gestört, aber nicht erledigt.

Langsam hob er das Schwert.

Auch Narina sah, wie die Waffe plötzlich über ihrem Körper schwebte. Sie riß so weit wie möglich den Mund auf, und ein gellender Schrei drang aus ihrer Kehle.

Ich feuerte in den Schrei hinein.

Diesmal erwischte ich den Mann in der letzten Sekunde. Das geweihte Silbergeschoß zerstörte seinen Kopf, bevor das Schwert noch auf Narina herabfallen konnte.

»John, der Rifa!«

Ich drehte mich, weil ich dem verfluchten Beinlosen sah, dessen Augen das Rot dermaßen stark intensiviert hatten, daß es zu Feuerstrahlen geworden war.

Und Feuer drang auch hervor.

Rifa riß die Arme hoch, als ihm aus zwei Augenhöhlen und dem Maul die Flammen entgegenzüngelten. Er wälzte sich am Boden und

brannte plötzlich, während sich Mandra bewegte und Narina vom Steinaltar herabriß. Ich hatte ihn selten in einer so großen Panik erlebt, denn er war davon überzeugt, daß uns das Feuer vernichten würde..

»John, er wird die verdammte Höhle in Brand setzen und uns mit! Wir müssen weg!«

Der nächste Feuerstoß riß ihm die Worte von den Lippen. Er war auf ihn gezielt, und Mandra konnte ihm gerade noch entgehen.

Auch das Mädchen bekam nichts mit.

»Nein!« flüsterte ich. »Nein, verdammt noch mal, das wird er nicht.« Ich wußte plötzlich, was ich zu tun hatte. Die Beretta war sinnlos geworden, jetzt half nur mehr das Kreuz.

In einer sehr kurzen Zeitspanne hatte ich es hervorgeholt. Es schaute aus meiner Hand, und für einen langen Augenblick reagierte niemand mehr.

Ich hatte ihn verunsichert, aber ich würde noch mehr tun, denn ich rief die Heilige Silbe…

***

AUM!

Sie durfte nicht einfach gesprochen, sie mußte gesungen werden, und zwar in einer Tonhöhe, so daß niemand auf den Gedanken kam, ein Unwürdiger könnte sie aussprechen.

Nicht alle beherrschten diesen komplizierten Singsang. Ich gehörte zu der Gruppe der Auserwählten, denen es wohl in die Wiege gelegt worden war, die Silbe singend auszusprechen. Jedesmal hatte ich dabei einen Erfolg errungen.

Es war nicht einfach, die Tonlage für die Dauer einer gewissen Zeitspanne zu halten.

Nicht nur meine Stimme zitterte, auch ich bebte innerlich und konnte nur hoffen, daß ich das Richtige getan hatte.

Die Augen des Beinlosen waren mit Blut gefüllt. Das Feuer loderte in und dicht vor ihnen, aber er drang nicht mehr weiter. Mein Ruf hatte es aufgehalten, drängte es sichtbar zurück und sorgte noch für eine weitere radikale Veränderung.

Die Flammen jagten nach innen. Genau die Kraft, mit der der Beinlose einen immensen Schaden anrichten konnte; sie stemmten sich nun gegen ihn. Sie schlugen in ihn hinein. Sie waren wie eine wilde, schäumende Säure, als sie den schwebenden Körper zerstörten.

Dabei blieb er nicht mehr ruhig zwischen Decke und Boden stehen. Er wurde zu einem sich schnell drehenden Kreisel.

Es war ein Bild, das uns Freude bereiten konnte, denn das Graugrün der Haut verschwand. Und auch der Singsang der von mir intonierten Silbe verstummte allmählich. Ich schaute nur den Buddha an, er zu

einem sich rasend schnell drehenden, feurigen Dreieck geworden war, das sogar noch Kraft besaß, die aber nach innen gerichtet wurde, wobei sich der Buddha selbst zerstörte.

Seine Geschwindigkeit steigerte sich. Er wurde immer kleiner. Mit jeder Umdrehung schrumpfte er weiter zusammen. Es hatte den Anschein, als würde er von der Luft aufgesaugt werden.

Und so war es dann auch.

Noch eine Fingerspitze war zu sehen, wenige, letzte Umdrehungen, dann nichts mehr.

Vorbei! Der Beinlose hatte sich in Nichts aufgelöst. Zurück blieben seine Diener. Blutend, mit schweren Verletzungen, und zwei Tote.

Einmal von einer Silberkugel, zum anderen von einem Dolch getroffen. Ihre Haut sah aus wie alte Asche, ein Beweis dafür, daß bereits ein Teil der dämonischen Kraft des Beinlosen auf sie übergegangen war.

Diejenigen, die sich die Verletzungen selbst zugefügt hatten, lebten noch.

Gemeinsam schafften wir sie aus der Höhle. Rifa half uns mit. Er war am glücklichsten, denn seiner Ehrung zum Buddha stand niemand mehr im Wege.

Wann er zum neuen Buddha gewählt werden würde, stand noch nicht fest. Es würde einige Zeit dauern, weil noch beraten werden mußte, wie man mir erklärte.

Das alles interessierte mich nicht. Ich suchte Suko. Zwei Tage blieb ich in der Stadt, auch Mandra half mir mit. Selbst Narina wich nicht von unserer Seite, aber wir fanden keine Spur von unserem Freund.

In das Grab selbst durften wir nicht hinein. Vertraute Rifas berichteten uns, daß es von keinem Fremden betreten worden war.

»Wo steckt Suko?«

Diese Frage stellte ich unzählige Male, ohne darauf eine Antwort zu bekommen.

Am Ende des zweiten Tages fragte mich Mandra Korab. »Hat es denn Sinn, wenn du hier in Gaya bleibst?«

Ich verstand sehr wohl. »Du meinst, ich soll wieder nach London fliegen?«

»Schau, John. Wir sind Freunde. Unter Freunden sollte man sich die Wahrheit sagen können. Steig in die Maschine und flieg wieder heim. In London wartet man auf dich.«

»Und Suko?«

»Er hat ein neues Kapitel in seinem Leben aufgeschlagen. Ich bin davon überzeugt, daß er zurückkehrt, wenn er es geschafft hat. Außerdem werde ich versuchen, ihn zu finden.«

Ich stand auf und schaute gegen die Altstadt. Wir wohnten in einem kleinen Hotel hoch darüber. Mein Kopf war leer. Meine Gedanken

wollten einfach keine Formen annehmen.

Ich hob die Schultern.

»Nun?« fragte Mandra.

»Ja«, sagte ich leise. »Du wirst wohl recht haben. Ich werde nach London zurückkehren…«

Er sagte nichts dazu. Ich hörte, wie er sich entfernte und auch das Zimmer verließ. Mandra hatte mit sicherem Instinkt erfaßt, daß ich jetzt allein sein wollte…

ENDE des Zweiteilers